

*Dieser Aufsatz ist die erweiterte Fassung eines Vortrags, der auf dem Stendaler Kolloquium (31.7. bis 2.8.1998) gehalten wurde, das die Bismarck-Gesellschaft zum 100. Todestag Otto von Bismarcks veranstaltete. Ein erster, aber vorläufiger Abdruck erfolgte in dem dazugehörigen Tagungsband (Reihe: Bibliothek der Bismarck-Gesellschaft in Stendal e.V.) von 1999. Die endgültige Fassung erschien in: Friedrichlsruher Beiträge, Band 19, Otto-von-Bismarck-Stiftung, Friedrichsruh 2002.*

**Hans-Jürgen Perrey**

© [www.perrey.info](http://www.perrey.info)

## **»Nirgends ist ihm ganz zu trauen.« Bismarck im Urteil Theodor Fontanes.\*)**

Es hat, was du in Taten gedichtet,  
Uns in uns selber aufgerichtet,  
Hin schwand auch im Schwachen, was schwach und krank,  
Am ehrlichsten ist der selbstische Dank  
(An Bismarck zum 1. April 1890)

### I

»Papa sitzt und weint, was ich sehr begreife«.<sup>1</sup> Diese Mitteilung Mete Fontanes läßt aufhorchen. Sie umreißt Fontanes Reaktion, als am letzten Julitag des Jahres 1898 die Nachricht von Bismarcks Tod in Berlin eintrifft. Aber haben wir richtig gehört? Der alte Fontane weint? Der achtundsiebzigjährige Theodor Fontane, der Meister der süffisanten Sentenz, des respektlosen Bonmots, des »Bummeltons«, der Schöpfer so jovialer Figuren wie der Herren von Briest und Barby, der Kommerzienräte Treibel und van der Straaten oder des Dubslav von Stechlin, durch die wir, wenn wir sie beim humorvollen Plaudern und Medisieren erleben, auch immer Fontane selbst heraushören, - dieser alte Causeur soll geweint haben?

Ausgerechnet er, der falsches Pathos und Sentimentalität verabscheute, der das Lautstarke beim Kult um den Eisernen Kanzler stets kritisch kommentiert hatte und zu Bismarck nie ja sagen konnte, ohne sogleich ein entschiedenes Nein hinzuzufügen? Dieser abgeklärte Humorist, der sich keinesfalls nur durch »heiteres Darüberstehen« zu Wort meldete, sondern ebenso durch scharfzüngige Verdikte, soll sich ganz seinen Gefühlen hingeeben haben? Gerade so wie fast ein halbes Jahrhundert zuvor, als er sich bei Theodor Storm für einige kräftige Zoten entschuldigen mußte, die er ausgerechnet in Gegenwart der Ehefrauen zum besten gegeben hatte, um dann aber hinzuzufügen: »Ich habe nicht Lust, hier den deutschen Biedermann par excellence zu spielen, aber ich darf mit gutem Gewissen behaupten, daß ich von Natur offen, ehrlich, unverstellt und ein lebhaftes, unterm Einfluß der Minute stehendes Menschenkind bin. Ich hab es noch immer nicht gelernt, mich im Zaume zu halten. Ich lache und weine noch im Theater, wenn die Situation komisch oder rührend ist.«<sup>2</sup>

Wir wollen all das glauben, denn setzte sich Fontane mit Bismarck auseinander, so schlugen zwei Seelen in der Dichterbrust, was wir sogleich auf eine Formel bringen wollen: Fontane war voller Bewunderung für die historischen Leistungen und die historische Größe Otto von Bismarcks, um im selben Atemzuge ebenso schwerwiegende Vorbehalte zu äußern, wenn er auf den Menschen und dessen Charakter schaute. Aber auf den Charakter, das wissen Fontane-Leser, kam es dem preußischen Romancier stets an.

Beginnen wir deshalb mit zwei typischen Aphorismen, die dieses polarisierte Bismarck-Bild illustrieren. An Friedrich Witte schreibt Fontane im Januar 1891: »In der Zeitung interessieren mich jetzt sehr die Leitartikel über Bismarck. Ich finde sie ganz ausgezeichnet geschrieben und auch nicht zu streng in ihrem historischen Urteil. Ich finde nur, er ist nicht an seinen politischen Fehlern – die namentlich, solange die Dinge im Fluß sind, sehr schwer festzustellen sind – sondern an seinen Charakterfehlern gescheitert. Dieser Riese hat was Kleines im Gemüt, und daß dies erkannt wurde, das hat ihn gestürzt.«<sup>3</sup>

Und am 5. August 1893 heißt es in einem Brief an August von Heyden: »Du fragst wegen Bismarck. ... Das ewige Sich-auf-den-Waisenknaben-und-Biedermeier-hin-Ausspielen ist gräßlich, und man muß sich immer wieder all das Riesengroße zurückrufen, was er genialisch zusammengemogelt hat, um durch diese von den krassesten Widersprüchen getragenen Mogeleyen nicht abgestoßen zu werden. Er ist die denkbar interessanteste Figur, ich kenne keine interessantere, aber dieser beständige Hang, die Menschen zu betrügen, dieses vollendete Schlaubergertum ist mir eigentlich widerwärtig, und wenn ich mich aufrichten, erheben will, so muß ich doch auf andre Helden blicken. Dem Zweckdienlichen alles unterordnen ist überhaupt ein furchtbarer Standpunkt, und bei ihm ist nun alles noch mit soviel Persönlichem und geradezu Häßlichem untermischt, mit Beifallsbedürftigkeit, unbedingtem Glauben an das Recht jeder Laune, jedes Einfalls und kolossaler Happigkeit. Seine aus jedem Satz sprechende Genialität entzückt mich immer wieder, schmeißt immer wieder meine Bedenken über den Haufen, aber bei ruhigem Blute sind die Bedenken doch auch immer wieder da. Nirgends ist ihm ganz zu trauen.«<sup>4</sup>

Das ist, darf man *cum grano salis* behaupten, Fontanes Bild von Bismarck. Es ist voller Ambivalenz, Widersprüchlichkeit, wenn nicht gar Ratlosigkeit, doch insbesondere für den alten Fontane, also den Zeitraum 1878 bis 1898, alles in allem typisch, nicht nur mit Blick auf den Reichsgründer, sondern grundsätzlich für die Art und Weise dieses Künstlers, die Welt zu begreifen und das Menschliche oder Allzumenschliche geistreich und wortgerecht auf den Punkt zu bringen.

Eindrucksvoll offenbart sich dies noch einmal in den ersten Augusttagen 1898: Der Kult um den Reichsgründer hatte seit dessen Entlassung am 20. März 1890 ständig neue Rekorde zu verbuchen gehabt. Zum wahren »Mega«-Ereignis, verbunden mit einem Medienrummel, der modernen Ausmaßen schon bedenklich ähnelte, war bereits 1895 der 80. Geburtstag geworden. Über Wochen und Monate wurde Bismarck mit Briefen, Telegrammen, Präsenten, Ehrenbürgerschaften, Huldigungen, öffentlichen Feiern, Besucherdelegationen und Massenveranstaltungen überschüttet. Ein Liebesbeweis entludt sich hier, dem sowohl kollektive Sehnsüchte als auch politische Zukunftsängste zugrunde lagen, ebenso aber eine tiefempfundene Dankbarkeit für die ein Vierteljahrhundert zuvor erkämpfte nationale Einheit. Als nun die Nachricht vom Tod des Reichsgründers bekannt wird, überschlägt sich die Publizistik und mit ihr der Kultbetrieb ein weiteres Mal. Erneut ist Bismarck das beherrschende Thema. Im deutschen Blätterwald schießen Gedichte über den göttergleichen Heros wie Pilze aus dem Boden. Wer in der Literaturszene etwas zählt, greift zur Feder, wer nicht, tut es ebenfalls. Wie Bismarck-Denkmäler, -Säulen, -Türme oder ledergebundene Prachtbände, so haben auch die lyrischen Ergüsse der »Saitengreifer«, wie Fontane sie spöttisch tituliert, wieder einmal Hochkonjunktur.<sup>5</sup>

Da wird natürlich auch Fontane um einen Beitrag ersucht. Ernst Heilborn ist es, der anfragt. Er ist Herausgeber verschiedener Zeitschriften, unter anderem der »Cosmopolis«, in der in diesem Sommer Fontanes Erinnerungen »Von Zwanzig bis Dreißig« im Vorabdruck erscheinen. Fontanes Antwort ist bezeichnend, um nicht zu sagen: typisch fontanesch. »Leider impossibile«, antwortet er am Morgen des 1. August: »Ich bin jetzt alt und klapprig. Aber wenn ich auch noch in meiner Sünden Maienblüte stünde, es ginge doch nicht. Wo Tausende Blech sprechen, auch meinerseits noch auf einer Kindertrompete zu blasen, *das* hat mir immer widerstanden. Ich könnte eher ein Gedicht auf den Scharfrichter Krauts – von dem ich gestern zufällig in der Vossin gelesen – machen, als auf Bismarck. Krauts, das wäre doch wenigstens verrückt, Bismarck ist bloß langweilig, also das denkbar schlimmste. Da muß viel Wasser die Spree 'runter eh Bismarck wieder ein Stoff geworden ist. Dann freilich ein gehöriger.«<sup>6</sup>

Hier haben wir ihn wieder schlaglichtartig, den alten humorigen, fast schon listigen Fontane, der den ganzen Kult und Kitsch um Bismarck vom Tisch wischt, um gleichzeitig die wahre Bedeutung des Kanzlers herauszustreichen. Ganz ähnlich übrigens hatte er sich drei Jahre zuvor schon einmal aus der Affäre gezogen, als er wenig Neigung verspürte, zum 1895er Jubelfest einen »Bismarckhymnus« beizusteuern. Er halte es, hatte er damals erklärt, »für ausgeschlossen, daß jemand, aus dem Fühlen dieser Tage heraus, ein gutes Bismarckgedicht machen kann. Alles ist abgeklappert und Neues hat noch nicht heranreifen können. Diesem Gesetz ist, glaub ich, auch der beste Kopf unterworfen«. Aber dann stellt er die interessante Frage, ob Bismarck nicht besser für einen historischen Roman oder ein Drama geeignet sei. »Selbst Humorist erster Klasse ist er eigentlich nur humoristisch zu fassen.«<sup>7</sup>

Nun, das »Lärmt nicht so!« des wundervollen lyrischen Bismarck-Nekrologs »Wo Bismarck liegen soll«, den Fontane entgegen erster Bekundungen dann doch zu Papier bringt (angeblich aus der Laune des Frühstückstees heraus und »in wenigen Minuten« gedichtet), richtet sich eben auch an die eigene Zeit, es mit Hymnen und Huldigungen nicht zu übertreiben. Denn läßt er Adelheid von Stechlin sagen: »Nur nicht zuviel von irgendwas, am wenigsten aber von Huldigungen oder gar von Hingebung«, so entspricht das voll und ganz der Auffassung unseres Dichters, kühlen Kopf zu bewahren und altpreußische Traditionen und Tugenden zu pflegen und auch zu leben.<sup>8</sup>

»Wo Bismarck liegen soll« erscheint am Mittwoch, dem 3. August, in der Abendausgabe der »Vossischen Zeitung«, um als kleines Gelegenheitsgedicht schnell zum Lesebuch-Klassiker zu avancieren. Exponiert finden sich die Verse finden mitten auf der Titelseite und werden nicht ohne Pathos angezeigt: »Auch unseren Theodor Fontane, der sich bei seinen 79 Jahren die Frische der Empfindung und die Schöpferkraft der Jugend gewahrt hat, haben die Vorgänge im Sachsenwalde mächtig ergriffen und zu folgenden Versen begeistert«. Fontanes Sohn Friedrich hat vier Jahrzehnte später berichtet, wie die leisen, besinnlichen Verse entstanden sind: »Die Anregung zu dem Gedicht ging von mir aus. Ich fragte unmittelbar nach Bismarcks Tod: 'Papa, hier müßtest du doch ein kleines Gedicht machen und zu dem häßlichen Streit, wo der große Mann begraben werden soll, Stellung nehmen.«<sup>9</sup>

Die Sätze zeigen, daß Fontanes Text, mit dem er fast schon den Schlußpunkt unter sein künstlerisches Schaffen setzt, im Kern ein politischer ist. Unmißverständlich bezieht er Stellung zu einer Auseinandersetzung, die zwischen dem Haus Hohenzollern und den Bismarcks entbrannt war. Telegraphisch und in gewohnt vollmundiger Weise hatte Wilhelm II., der sich in diesen Wochen gerade auf Nordlandreise befand, alle Welt wissen lassen, daß er beabsichtige, »Deutschlands großen Sohn« im Berliner Dom beisetzen zu lassen, also in jener Walhalla, an der seit vier Jahren gebaut wurde, um das architektonische Schinkel-Schlüter-Ensemble des Lustgartens im Stil der neuen herrlichen Zeiten aufzumischen.<sup>10</sup>

Doch der Kaiser hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Herbert von Bismarck wies den propagandistischen Vereinnahmungsversuch zurück, wobei er sich einerseits auf das Testament des Vaters stützen konnte und andererseits dem »kalten Krieg« zwischen Friedrichsruh und Berlin Rechnung trug, der seit der Entlassung des Kanzlers das Verhältnis zwischen der preußisch-deutschen Residenz und dem »Sachsenwald« notorisch belastet und die deutsche Öffentlichkeit politisch entsprechend polarisiert und emotionalisiert hatte. Fontane traf mit seinen Versen deshalb den Nerv, und das auf eine bewundernswert subtile Weise.

Wer damals zwischen den Zeilen zu lesen verstand, war umgehend im Bilde: Widukind lädt den Eisernen Kanzler zu sich ein, also jener sächsische Frondeur, der die rebellischen Germanen gegen Kaiser Karl geführt hatte. Was für eine Anspielung! Bei aller eingeborenen Königstreue hatte Bismarck bekanntlich stets Männerstolz vor Königthronen bewiesen und ließ sich deshalb auch im Tod nicht instrumentalisieren. Geschickt variiert Fontane hier eines seiner Lieblingsthemen: das Frondeurtum vom »Kremmer Damm«, den Widerstand des märkischen Altadels, zu dem die Bismarcks schließlich auch gehörten, gegen die süddeutschen Hohenzollern, ein Motiv, das noch im letzten Roman, dem »Stechlin«, dessen Buchausgabe Fontane gar nicht mehr erleben sollte, mit Anspielung auf den »alten Sachsenwalder..., unsren Zivil-Wallenstein« virtuos ausgeschöpft wird. Dabei muß zweierlei

gesehen werden: Zum einen hat Fontane des öfteren Bismarck mit Wallenstein verglichen und eine starke Kongruenz in deren Charaktereigenschaften ausgemacht. Zum anderen sind die Themen »Fronde« oder »Zivil-Wallenstein« nicht unbedingt originäre Schöpfungen Fontanes, der sich hier, wie auch in früheren Romanen, lediglich vielgehandelter Reizwörter bediente, wie sie damals in den Bismarck-Kaiser-Kontroversen der Presse die Runde machten.<sup>11</sup>

Verwiesen hatte Fontane auf die historischen und gleichzeitig hochaktuellen Quitzow-Zusammenhänge übrigens bereits 1892, als die Beziehungen Friedrichruh-Berlin auf dem absoluten Nullpunkt angelangt waren und er Georg Friedlaender gegenüber meinte: »Die 'Quitzows' sind ein *sehr* guter Stoff, aber in mehr als einer Beziehung etwas heikel; tritt man für sie ein, so verletzt man die Hohenzollern zunächst in ihrer Familiengesammtheit und durch Parallele Dietrich v. Quitzow mit Bismarck den gegenwärtigen Kaiser im Speziellen«.<sup>12</sup>

Ein halbes Jahr später wird die Problematik erneut berührt, als Fontane ironisch erklärte, man könne letztlich alles beweisen, und er verpflichtete sich, einen Essay zu schreiben, in dem er nachweise, »daß Bismarck nach einem von Dietrich v. Quitzow hinterlassenen politischen Testament das Deutsche Reich aufgebaut hat, um auf diese geniale Weise die Hohenzollern zu stürzen und dadurch die märkischen Radaubröder von damals an dem Nürnberger Burggrafentum ein für allemal und zwar großartig zu rächen. Es war auch schon alles fertig: Da, im letzten Augenblick, merkte Wilhelm der Zweite Lunte und stürzte den Verschwörer mit Hilfe der Sozialdemokratie. Soll ich solchen Essay schreiben? Ich kann es«. Natürlich hat er sich an diesem Essay nicht versucht, das Thema aber in den »Poggenpuhls« wieder anklingen lassen.<sup>13</sup>

Doch die schallendste Ohrfeige für den prestigesüchtigen Wilhelm II. sind in dem Gedicht »Wo Bismarck liegen soll« die dreitausend Jahre, von denen gesprochen wird: Der Leib zerfällt, der Stein zerfällt (womit auf ein Bismarck-Gedicht Felix Dahns rekurriert wird) und somit der Berliner Dom, die Hohenzollern-Dynastie und womöglich die preußisch-deutsche Reichsherrlichkeit. Doch kommen nach einem gewaltigen Zeitraum (rückwärts gerechnet langt man bei den trojanischen Helden an) Fremde gefahren (nicht unbedingt Deutsche, die den Erdball vielleicht gar nicht mehr bevölkern), so wissen sie immerhin, daß es einmal einen Bismarck gegeben hat. Wo immer er auch liegen mag, es ist geboten, seiner zu gedenken. Der Reichsgründer ist somit unsterblich, ist Olympier geworden.

Was Fontane hier unternimmt, ist eine wahrhaftige und deshalb literarisch-ästhetisch erträgliche Monumentalisierung. Er attestiert Bismarck eine welthistorische Dimension. Und gerade das ist die eine Seite seines Bismarckbildes, an der er nie Zweifel hat aufkommen lassen. Ohne Zögern stellte er den Reichsgründer in eine Reihe neben Friedrich den Großen oder Napoleon I., womit die Hohenzollern eindeutig auf den zweiten Platz verwiesen wurden. Am Ende einer Dekade, in der Wilhelm II. es an neoabsolutistischen Ansprüchen und Attitüden nicht hatte fehlen lassen, war unmißverständlich ausgesprochen, wie die Ruhmes- und Rangfolge in der deutschen Geschichte zu deklinieren war.<sup>14</sup>

Daß die Verse keineswegs lyrische Spielereien sind, sondern voll und ganz Fontanes politische wie historische Einschätzung widerspiegeln, hatte sich bereits ein Jahr zuvor gezeigt, zum 100. Geburtstag Wilhelms I. Als dieser durch seinen Enkel zu »Wilhelm der Große« stilisiert werden sollte und der junge Monarch versuchte, in einer Art propagandistischem Gegenfeldzug Bismarcks Verdienste in der öffentlichen Meinung herunterzuspielen und den Bismarck-Kult des deutschen Bürgertums zu unterlaufen, da war es Fontane, der trotz aller Vorbehalte den Eisernen Kanzler enragiert verteidigte.

An Friedlaender schrieb er am 6. April 1897: »Es ist das Tollste, was man sich denken kann. Ich bin kein Bismarckianer, das Letzte und Beste in mir wendet sich von ihm ab, er ist keine edle Natur; aber die Hohenzollern sollten sich *nicht* von ihm abwenden, denn die ganze Glorie, die den alten Wilhelm umstrahlt – und die noch dazu eine *reine* Glorie ist, weil das Häßliche davon an Bismarcks Händen kleben blieb – die ganze neue Glorie des Hauses verdankt das Hohenzollernthum dem genialen Kraftmeier im Sachsenwald. 'Es wächst das Riesenmaß der Leiber, Hoch über Menschliches hinaus.' Und das Riesenmaß seines Geistes stellt noch wieder das seines Leibes in Schatten. Und *der* soll Werkzeug gewesen sein oder Handlanger oder gar Pygmäe! Wie kann man die Geschichte *so* fälschen wollen. Es ist der

sprichwörtliche Undank der Hohenzollern, der einen hier anstarrt. Glücklicherweise schreibt die Weltgeschichte mit festem Griffel weiter.«<sup>15</sup>

Und was lesen wir im »Stechlin«, der in dieser Zeit allmählich zum Abschluß kommt? Als wären die Sätze auf den Kaiser gemünzt, läßt Fontane Armgard von Barby, die spätere Frau von Stechlin, über den exzentrischen Kunstprofessor Cujacius, der (auch) an einem starken Selbstbewußtsein »leidet«, sagen: »Ein starkes Selbstbewußtsein ist nie gerechtfertigt ... Bismarck vielleicht ausgenommen. Das heißt also in jedem Jahrhundert einer.«<sup>16</sup>

## II

Als Fontane zur Jahreswende 1895/96 in der Zeitung liest, »daß es nur noch drei große Männer in Deutschland gäbe: Bismarck, Menzel und Fontane«, – da sei ihm, erzählt er, »doch unheimlich« zumute geworden.<sup>17</sup>

Warum eigentlich, müssen wir fragen? Zweifellos hatte derjenige recht, der das so pointiert ausgesprochen hatte. In der Tat verkörperte diese Prominenten-Trias am Ende des preußisch-deutschen Jahrhunderts ihr Zeitalter wie kaum sonst jemand. Bismarck und Menzel hatten 1815, zur Zeit des Wiener Kongresses und im Waterloo-Jahr, das Licht der Welt erblickt, Fontane 1819, als die Karlsbader Beschlüsse der Restaurationsepoche zu einem ersten traurigen Höhepunkt verhelfen sollten. Die großen Drei wurden als Preußen geboren, um als Deutsche zu sterben: Bismarck und Fontane 1898, Menzel sieben Jahre später. Doch was für eine Karriere hatte dieses Deutschland zwischen 1815 und 1898 durchlaufen! Welchen Anteil hatte Bismarck daran! Und wie stark repräsentieren diese drei Männer ihr Jahrhundert bis heute!

Wer nun – in der Tradition und Manier Plutarchs oder in Anlehnung an frühere Studien Gordon Craigs – Bismarck und Fontane in einer Art Doppelbiographie konfrontieren und kontrastieren wollte und sich in das Werk beider vertieft (wobei sich allein das schriftstellerische Werk des Politikers neben dem des Dichters in keiner Weise zu verstecken braucht), der leuchtet dieses preußisch-deutsche Jahrhundert zweifelsohne in seinen markanten Abschnitten aus.<sup>18</sup>

Nun, »unheimlich« war Fontane bei seiner Zeitungslektüre möglicherweise geworden, weil er sich einerseits in eine so bedeutende Nachbarschaft gestellt sah, in eine Reihe neben den Staatsmann und den »Staatskünstler«, und andererseits, weil seine verschlungene Künstlerkarriere alles in allem etwas Traumtänzerisches gehabt hatte. Um freier Schriftsteller zu werden, um durchs Schreiben eine Familie ernähren zu können und dort zu landen, wo er am Ende angekommen war, hatte er viel gewagt und aufs Spiel gesetzt. 1849 hatte er seine Existenz auf die Feder gestellt und auch später noch sichere berufliche Stellungen und Einkünfte an den Nagel gehängt, private Krisen heraufbeschworen und in Kauf genommen, um als freier Künstler arbeiten zu können. Das Resultat war dann 1891, als er in der Nordsee-Sommerfrische von Wyk auf Föhr das eigene Leben resümierte, »dankbares Staunen« über das Erreichte, verbunden mit der Einsicht: »Denn ein Apotheker, der anstatt von einer Apotheke von der Dichtkunst leben will, ist so ziemlich das Tollste, was es gibt.«<sup>19</sup>

Aber war das bei Bismarck grundsätzlich anders gewesen? Sicherlich, was die soziale Ausstattung und familiäre Verwurzelung anbelangt, da gehörte er »von Haus aus« zu dem Personal, das Fontane in seinen Romanen verewigt hat. Bismarck trat in diese Welt als altmärkischer Junker und Exponent der gesellschaftlichen Elite, der – wäre er den Konventionen und Erwartungen seiner Standesgenossen gefolgt – eine finanziell weitgehend sorgenfreie Existenz zwischen einem Berliner Stadtpalais und seinem märkischen Herrenhaus und Gutsdorf verbringen und als halbwegs interessante Persönlichkeit genügend Stoff für einen Gesellschaftsroman hätte abwerfen können. Wäre Bismarck seinem ursprünglichen Ideal, dem er noch am Ende seines Lebens nachtrauerte, treu und Landedelmann geblieben und hätte sein öffentliches Dasein, wie sein Bruder Bernhard beispielsweise, durch eine Landratskarriere oder einen Sitz im Provinziallandtag gekrönt und abgeschlossen, – er wäre

zu guter Letzt vielleicht eine Art Dubslav von Stechlin geworden. Doch der »tolle Junker« schlug einen anderen Lebensweg ein, riskierte viel, setzte manchmal alles auf eine Karte, balancierte zwischen 1862 und 1866 waghalsig und auf seine Weise traumtänzerisch auf dem politischen Seil, und das, weil auch er eine Künstlernatur war.

Das Exzeptionelle steckte in beiden: das Gegen-den-Strom-schwimmen, das Anti-Bourgeoise, das Prinzipienverachtende, das Freigeistige und Unangepaßte, die Energie, ein selbstgestecktes Karriereziel in die Tat umzusetzen sowie das verbissene Arbeiten an einem Lebenswerk. Sowohl Fontane als auch Bismarck waren von einem starken Selbstbehauptungswillen beherrscht und strebten stets nach innerer Unabhängigkeit. Subordination war ihre Sache nicht, und deshalb waren beide keine geborenen Soldaten, was eine starke Affinität zum Militärischen nicht ausschließt. Beide verfügten über eine scharfe Beobachtungsgabe, konnten vernichtend in ihrer Kritik sein, waren sprachkreative Menschen und hatten ein ausgeprägtes journalistisches Talent. Bismarck – sieht man von seinen Reden einmal ab – ist vor allem Schriftsteller, weil er ein begnadeter Briefschreiber ist. Für ihn und Fontane gilt: Hätten wir von beiden nichts als ihre Briefe, sie zählten gleichwohl zu den großen Prosa-Autoren ihres Jahrhunderts.

Und: Sie waren nervöse Menschen. Wenn Bismarck sagt: »... meine Härte ist angelehrt. Ich bin ganz Nerven, und zwar derartig, daß Selbstbeherrschung die einzige Aufgabe meines Lebens gewesen ist, und noch ist«, wenn auch sein Lebenskampf von psychischen Extremlagen gezeichnet war, so könnte Fontane mit seinen vielzitierten Nervenpleiten und physischen Krisen replizieren. Künstlernaturen also, sensibel und reizbar, zielorientiert, ehrgeizig, egoistisch und alles andere als bürgerliche Biedermänner, was Fontane einmal durch die Bemerkung ausschmückt: »Das Einzige, worin ich Bismarck beinah gleichkomme, ist die Morgenstunde des Zu-Bette-gehns und die Mittagsstunde des Aufstehens.«<sup>20</sup>

Was unterscheidet sie vor allem? Zunächst: Bismarck ist Kämpfernatur. In fast archaischer Weise stellt er sich der Herausforderung und steht – wie man noch vom alten Fürsten gesagt hat – ein Leben lang auf der Mensur. Er sucht den Kampf, blüht in ihm auf, weicht dem Konflikt und letztlich auch dem Krieg nicht aus, kann Traditionen und Konventionen genauso verachten wie Menschen, hat mehr als einmal Skrupellosigkeit, Härte und Brutalität unter Beweis gestellt. Wenn Bismarck zwischen September 1862 und »Königgrätz« der bestgehaßte Mann Deutschlands ist, wenn er vor dem aufgebrachten preußischen Landtag steht wie Siegfried vor dem Drachen, wenn er in der Schlacht den klaren Blick bewahrt wie kaum ein anderer, so ist er in seinem Element und ganz er selbst.

Wenn Fontane dem Reichsgründer mit Bewunderung, aber genauso mit Ablehnung begegnet, dann wegen dieser Eigenschaften, die ihm seiner Natur nach fremd sind. Fontane ist ein Mensch des Ausgleichs und Kompromisses (solange es nicht um künstlerische Grundsatzfragen geht). Er haßt Streit und Schraubereien, braucht Ruhe und Harmonie wie der Fisch das Wasser. Er ist kein Mensch für die Öffentlichkeit und entfaltet sich sozial eher im privaten Kreis. Als Schriftsteller ist er der Mensch – das ist gute oder schlechte deutsche Tradition –, der sein Werk vorschickt, um im Hintergrund bleiben zu können. Fontane ist ebenso wenig »Held« wie alle seine defensiv veranlagten und deshalb liebenswürdigen aber Romanprotagonisten à la Schach von Wuthenow, Helmuth von Holk, Botho von Rienäcker, Waldemar von Haldern oder Woldemar von Stechlin.

Kurzum, Bismarck ist der Mann für die politische Arena, wo er sein Werk erstreitet, während Fontane für den Beobachterposten geschaffen ist. Bismarck liegt das überhaupt nicht. Als er nach seiner Entlassung in diese Rolle gedrängt wird, leidet er unsäglich. Der alte Fontane hingegen wird erst er selbst, als er in Ruhe und vor dem Hintergrund des Erreichten diese Welt betrachten und künstlerisch verarbeiten kann. Deshalb schaut er auf sie und damit auf das Phänomen Bismarck, wie er es zwei Jahrzehnte lang von seinem Parkettplatz 23 aus getan hat. Eigentlich gilt generell für ihn, was er Friedlaender im Dezember 1890 in Hinblick auf großstädtisches Leben gesteht: »Nicht als ob ich dies Leben direkt mitleben möchte, das geht nicht, das widerstreitet meinem Können und meinem Geschmack, aber dies Leben wie aus einer Theaterloge mit *ankucken* zu können, das hat doch wirklich was für sich«. Dabei soll nicht verschwiegen werden, daß Fontane hinzufügt: »Daß ich dies jetzt wieder stärker

empfinde, hängt wohl damit zusammen, daß das Leben unter unsrem jungen Kaiser doch viel bunter, inhaltreicher, interessanter geworden ist. Immer ist etwas los.«<sup>21</sup>

Hier ist man nun versucht, Wilhelm II. mit ins Spiel zu bringen, um zu zeigen, daß Fontane alles andere als Bismarckianer war, sondern durchaus auf der Seite des jungen Monarchen stehen konnte. Doch beschränken wir uns auf das »Immer ist etwas los«, dann gibt es – wie könnte es bei Fontane anders sein – natürlich auch das analoge Bismarck-Zitat. Gut ein Jahr später schreibt er an Paul Heyse nach München: »Unser Berliner Leben ist seit 4 Wochen etwas schläfrig verlaufen und wäre nicht der alte Löwe in Friedrichsruh, der dann und wann durch die Wüste brüllt, so ließe sich von Langerweile sprechen. Darin ist sich Bismarck in und außer dem Amte gleich geblieben, daß 'was er auch packt, er packt's interessant'. Hast Du vielleicht gelesen, daß er neulich gesagt hat: 'der Kaiser wolle fernliegende Dinge beständig in der *Luftlinie* erreichen, das ginge aber nicht und der Weg unten sei mühsam und voller Hecken und Gräben.' Er ist der glänzendste Bildersprecher und hat selbst vor Shakespeare die Einfachheit und vollkommenste Anschaulichkeit voraus.«<sup>22</sup>

Somit kommt ein weiteres Moment hinzu. Vergleicht man Bismarck und Fontane, ist man eventuell geneigt, den klassischen (deutschen) Gegensatz von Geist und Macht zu konstruieren. Doch das ist vorschnell. Politik ist – vielleicht auch ein spezifisch deutsches Phänomen oder zumindest ein deutsches Leiden – nicht oft mit Geist, Vernunft oder Kreativität gepaart. Aber daß Bismarck eine faszinierende Ausnahme darstellt, daß er über Verstand, Ideen, Perspektiven, eine imposante Bildung, Sprachkenntnisse und Sprachgewalt, Witz, Humor und Ironie verfügte, das »Riesenmaß seines Geistes« eben, – das hat Fontane immer wieder beeindruckt und hervorgehoben. »Es brechen bessere Tage an«, heißt es Silvester 1894, einen Tag nach dem 75. Geburtstag. »Michelland wird entmichelt. Wenn man diesen Bismarck auch bloß auf seine Schriftstellerei hin ansieht, welch Fortschritt, vielleicht selbst verglichen mit unsren Größten und Besten.«<sup>23</sup>

Dabei würdigt und zitiert er Bismarck manchmal wie einen Dichterkollegen, wenn er Detlev von Liliencron in einem Brief davon vorschwärmt, wie Bismarck einmal die »Kunst landschaftlicher Schilderung« definiert habe. Und unermüdlich zollt er dem Redner Lob: »Das Interessanteste ist immer, wenn Bismarck gesprochen hat und wenn einem dann beim Kaffee 8 Spalten vorgelesen werden«. Oder: »Bismarck hat keinen größeren Anschwärmer gehabt als mich, meine Frau hat mir nie eine seiner Reden oder Briefe oder Aeußerungen vorgelesen, ohne daß ich in ein helles Entzücken gerathen wäre, die Welt hat selten ein größeres Genie gesehn, selten einen muthigeren und charaktvollereren Mann und selten einen größeren Humoristen«, sagt er sechs Wochen nach der Entlassung des Kanzlers zu Friedlaender.<sup>24</sup>

Das ist keinesfalls Brief-Rhetorik. Ein Blick in die Tagebücher genügt, um zu bestätigen, daß Emilie Fontane ihrem Theodor mehr als einmal aus Bismarcks großen Reichstagsreden vorgelesen hat. Und jedesmal ist der Dichter, der Bismarck und das Reichstagsgeschehen aufmerksam, wenn auch meist über die Zeitung verfolgt, von den Reden des großen Staatsmannes angetan. Bismarck habe »mehr und glänzender denn je« gesprochen, hält das Tagebuch im Januar 1885 fest, während Mete ein Jahr zuvor vom Vater hört, beide Bismarck-Reden seien »wieder der reine Zucker« gewesen.<sup>25</sup>

In Bismarck sind Geist und Macht eine hochinteressante, kongeniale Symbiose eingegangen. Daß er auf dem Höhepunkt des Bismarckkultes zum Philosophen vom Sachsenwald erhoben, zum Mentor des deutschen Bildungsbürgertums wird, daß man ihn neben Goethe aufs nationale Postament stellt, die akademische Jugend zu ihm pilgert, der greise Mann (ähnlich wie Fontane) überhaupt zum Jugend-Idol und zum Antipoden der Gründerzeit-Bourgeoisie taugt, hat mit alldem zu tun. Nicht zuletzt deshalb hat Fontane unermüdlich bekundet, daß ihn Bismarck fasziniere und interessiere.

»Was mit Bismarck Zusammenhang hat, ist immer interessant«, heißt es 1884 beispielsweise. Oder Friedlaender bekommt die inzwischen berühmten Sätze vom November 1896 zu hören: »...dieser beschränkte, selbstsüchtige, rappschige Adel, diese verlogene oder bornirte Kirchlichkeit, dieser ewige Reserve-Offizier, dieser greuliche Byzantinismus. Ein bestimmtes Maß von Genugthuung verschafft einem nur Bismarck und die Sozialdemokratie, die beide

auch nichts taugen, aber wenigstens nicht kriechen«. Und last but not least sind da die augenzwinkernden Bekenntnisse in den späten Gelegenheitsgedichten »Was mir gefällt« oder »Ja, das möchte ich noch erleben«.<sup>26</sup>

Doch gehen wir chronologisch-biographisch zurück: Das Jahr 1848 sieht unsere Protagonisten an entgegengesetzten Fronten. Der reaktionäre Junker ist Exponent der Konterrevolution, während der mittellose Apothekergehilfe die Revolution als »rother Republikaner« unterstützt und sein schriftstellerisches Können in den Dienst radikal-demokratischer Blätter stellt. Hier stoßen wir bei Fontane übrigens zum ersten Mal auf den Namen Bismarck. In einem Beitrag – es geht um den damals aufsehenerregenden Waldeck-Prozeß – nennt Fontane Bismarck »den stets schlagfertigen Kämpen und Witzmacher der äußersten Rechten« und polemisiert energisch gegen die Kreuzzeitung, deren Mitbegründer Bismarck ist und die zum Sprachrohr der preußischen Hochkonservativen aufsteigt.<sup>27</sup>

Die Revolution von 1848/49 ist historisch gesehen eine dramatische Zäsur, biographisch hingegen eine Episode, die für beide Männer jedoch zum politischen Trauma wird. Bismarck wird den Beweis antreten, daß in Deutschland Revolutionen von oben traditionell mehr Glück beschieden ist, und er wird ein Leben lang ohnmächtig auf die revolutionäre Bedrohung starren und blindwütig auf alles einschlagen, was er dafür hält. Fontane wird, was »1848« betrifft, viel zu verdrängen haben, gerade ein halbes Jahrhundert später, wenn er im Todes- und Gedenkjahr 1898 über seine Rolle als Barrikadenkämpfer nachsinnt und vieles nach Kräften relativieren, harmonisieren und ironisieren wird. Bismarcks Erinnerungen sind in dieser Hinsicht zweifelsohne ehrlicher und unumwundener als die des Jahrhundert-Kollegen.

Das hängt in erster Linie mit dem spektakulären politischen Seitenwechsel zusammen, den sich Fontane als junger Dichter und Publizist leistet. Ende 1850 sehen wir ihn im Literarischen Kabinett der preußischen Regierung arbeiten. Die Jahre danach sitzt er in deren Pressebüro und wird in London darum bemüht sein, englische Zeitungen im Sinne Preußens zu beeinflussen. Mit Skribenten und Presseleuten dieser Art hat Bismarck in Frankfurt ebenfalls zu tun. Er ist dort, was Fontanes Vorgesetzte Bunsen und Bernstorff in London sind: Gesandter Preußens. Lesen wir in Bismarcks Berichten an Ministerpräsident Manteuffel von Journalisten und Pressebeamten wie Karl Ludwig Zitelmann oder Rhyno Quehl, so sind das Personen, die uns aus Fontanes Briefen ebenfalls vertraut sind. Zitelmann sollte viele Jahre später zum Plauder-»Kränzchen« Fontanes gehören.<sup>28</sup>

Die Jahre 1860 bis 1870 werden gemeinhin als Fontanes Kreuzzeitungsjahrzehnt bilanziert, ein lange Zeit dürftig und ungern bestelltes Feld der Forschung. Dieser preußische Fontane schien so ganz und gar nicht zum frühen republikanischen und zum späten preußen- und adelskritischen Romancier zu passen. Das ist seit einigen Jahren anders geworden. Daß der Dichter ab 1860 in Bismarcks Fußstapfen tritt und für die Zeitung arbeitet, die dieser als Kampforgan gegen die 1848er Revolution mitbegründete, ist inzwischen zu einem ebenso interessanten wie weiten Feld der Fontaneforschung geworden.

Die 1996 erschienenen »Unechten Korrespondenzen« ermöglichen hierzu einen wichtigen Einblick in Fontanes journalistische Tätigkeit und Bismarcks Aufstieg im Spiegel der britischen Presse sowie der Kreuzzeitung, für deren »englischen Artikel« Fontane verantwortlich zeichnet. Die Forschung streitet noch darüber, wie man Fontanes Anteil und Beteiligung an dieser Pressearbeit zu werten hat. Wer berücksichtigt, wie damals Journalismus betrieben wurde, mag Zweifel daran hegen, ob die Artikel in jedem Fall von Fontane selbst stammen oder vielleicht nur über seinen Schreibtisch gegangen sind. Wie dem auch sei: Diese Pressequellen spiegeln vorzüglich Bismarcks Eintritt in die europäische Politik wider und dokumentieren, wie man in der Weltmetropole London mehr und mehr zu der Einsicht gelangte, es auf dem Kontinent mit einem Staatsmann zu tun zu haben, der für Überraschungen allemal gut war.<sup>29</sup>

Ein Blick in die »Unechten Korrespondenzen« zeigt aber auch, daß Fontane selbst in Bismarcks »schwersten Stunden« zu ihm gehalten hat. Gerade in der Zeit, als der preußische Ministerpräsident gegen den Strom der öffentlichen Meinung schwamm, als ihm in Deutschland der Wind eiskalt ins Gesicht blies wie niemals wieder in seiner politischen Laufbahn, also in der Phase zwischen seinem Amtsantritt, den Wochen des polnischen

Aufstands, der Schleswig-Holstein-Krise 1863/64 bis hin zum Schicksalsjahr 1866, zählte der Kreuzzeitungsredakteur Fontane gewissermaßen zur publizistischen Leibgarde Bismarcks. Und so ist es wohl auch zu erklären, daß sich die Fontanes schon zu einem frühen und recht ungewöhnlichen Zeitpunkt ein Bismarck-Bild für ihr Wohnzimmer spendierten.<sup>30</sup>

Kommen wir zu den Werken, die Bismarcks Aufstieg schriftstellerisch begleiten: die voluminösen Kriegsbücher. Fontane ist nie Kriegsberichterstatter gewesen, sondern dem Kriegsgeschehen in schöner Regelmäßigkeit hinterhergereist und erinnert eher an einen feuilletonistischen Schlachtenbummler. Die drei Einigungskriege, mit denen Bismarck in der Mitte Europas neue machtpolitische und territoriale Realitäten schuf, hielten den märkischen Dichter mehr als ein Jahrzehnt in Atem. Er klagte zwar über die verlorene Zeit, hatte er doch die Arbeit an den »Wanderungen« und an seinem Debut-Roman »Vor dem Sturm« unterbrechen müssen, verfügte aber immerhin über gesicherte Einnahmen und konnte später sogar feststellen, mit dem 1870er Kriegsbuch sei er eigentlich erst zum Schriftsteller geworden.

Fassen wir uns kurz, indem wir nur fragen, welche Rolle bei diesen endlosen Fingerübungen eines angehenden Romanciers der Mann spielt, ohne den diese Kriege so kaum stattgefunden hätten. Die Antwort ist einfach und im Ergebnis ähnlich wie bei den »Unechten Korrespondenzen«, da sie mit den historischen Gegebenheiten korreliert: Bismarcks staatsmännisches Ansehen wächst von Krieg zu Krieg und somit von Kriegsbuch zu Kriegsbuch. Fontane ist in diesen Büchern ganz Kind seiner Zeit. Was er auf vielen tausend Seiten fabriziert, farbig schildert und vor allem dokumentiert (denn man darf nicht übersehen, in welchem starkem Maße er Quellen sprechen läßt), ist oft »Historische Belletristik« im besten Sinne des Begriffs. Wer diese Bücher einfach als kriegsverherrlichende »Schinken« abtut, hat vielleicht übersehen, daß sie über weite Strecken Geschichte und Geschichten erzählen, die das enthalten, was Fontane immer am meisten am Herzen lag: die Menschen und das Menschliche. Und wer sich heutzutage über »1864«, »1866« oder »1870/71« informieren möchte, greife nur zu den Kriegsbüchern, denn sie sind mit das Beste, was wir von diesem Genre besitzen, zumal wir inzwischen hoffentlich gelernt haben, den Zeitgeist herauszufiltern und zu interpretieren.

So wird unter anderem über Bismarcks Rolle im deutsch-französischen Krieg, insbesondere seine Position bei den Kapitulationsverhandlungen nach Sedan oder später in Versailles, erzählt. Natürlich nur das, was man in den 1870er Jahren über die politisch-militärischen Zusammenhänge wissen durfte und konnte. Folglich zehrt die Darstellung vornehmlich von Presse- und Zeitzeugenberichten, von amtlichen Mitteilungen und kriegsgeschichtlichen Publikationen. Daß Fontane dem Anekdotischen, der Schildung von Kriegsalltag und -wirklichkeit, breiten Raum gibt und alles mit den Augen des Künstlers betrachtet, kommt allen drei Kriegsbüchern zugute.<sup>31</sup>

Wir wissen, daß Fontane gerade die Reichsgründung, diese unbestrittene und nachhaltigste historische Leistung Bismarcks, in höchsten Tönen gelobt hat. Er wußte es zu schätzen, in dieser Ära deutscher Geschichte leben zu dürfen. Über die »Epoche von 1863 bis 72« schreibt er gut anderthalb Jahre nach 1871 an Mathilde von Rohr: »Es waren, wie die besten so auch die interessantesten Jahre meines Lebens. Drei Kriege und welche!« Wenn Fontane jemals Bismarckianer war, dann sicherlich in der Zeit seines Kreuzzeitungsjahrzehnts und der Kriegsbücher. Bereits 1867 wandert er nach Schönhausen auf Bismarcks Spuren, als es ihn in die Altmark verschlägt und er die Katte-Tragödie recherchiert. Leider hat er daraus nichts Größeres mehr gemacht.<sup>32</sup>

Der stärkste bilateral-biographische Berührungspunkt indes ist die Frankreichepisode, Fontanes »Kriegsgefangenschaft« von 1870. Hier griff der preußische Ministerpräsident und norddeutsche Bundeskanzler unmittelbar in das Leben des Dichters ein, wenn dieses auch, wie Helmuth Nürnberger richtigstellt, keineswegs mehr gefährdet war. Fontane geriet – wieder einmal einen bismarckschen Krieg historiographisch nachbereitend – in französische Gefangenschaft, allerdings kein »Kriegsgefangener«, denn man verdächtigte ihn der Spionage, wozu der französische Name und mitgeführte Waffen als Indizien genügten. Es ist bekannt, daß das Leben unseres großen Dichters einige Tage akut bedroht war, daß die Berliner

Freunde Himmel und Hölle in Bewegung setzten, um den Schlachtenbummler, der sich für nichts als Geschichte und Jeanne d'Arc interessiert hatte, zu retten. Bismarck, der zu dieser Zeit natürlich ganz andere Sorgen hatte, intervenierte mit dem bekannten Brief, worin dem »preußischen Untertan und wohlbekannten Geschichtsschreiber« ein Vierteljahrhundert zu früh die Ehrendoktorwürde attestiert wird. Anzumerken ist an dieser Stelle noch, daß Fontane zweifelsohne von Bismarcks Eingreifen wußte, ansonsten hätte seine Frau Emilie wohl kaum davon gesprochen, »daß unser großer Bismarck selbst ... sich persönlich für die Befreiung meines Mannes verwandt« habe.<sup>33</sup>

In den Jahren nach 1871 entwickelte sich so etwas wie eine zeittypische, wenn auch moderate Bismarck-Verehrung. Die Fontanes gehen in den Reichstag, um Bismarck reden zu hören. Sie haben es ja nicht weit: Von der Potsdamer Straße 134 c bis zum Parlament in der Leipziger Straße sind es nun wenige hundert Meter. Und zum 1. April, am Kanzler-Geburtstag, sehen wir auch sie beim Radziwillschen Palais in der Wilhelmstraße. »Die Familie giebt ihre Karten zu Bismarcks Geburtstag ab«, heißt es dann im Tagebuch, wobei es vorkommen kann, daß Tochter Mete »gesinnungstüchtig durch Abwesenheit« glänzt. »Ich gön'n' ihr den kleinen Spaß«, kommentiert der Vater diese schüchterne Backfisch-Resistenz. Schließlich wird er selbst am 1. April 1895 zusammen mit seinem Nachbarn »Jude Neumann« sein Jahrhundert in die Schranken weisen und zum nationalen Jubeltag, dem 80sten Geburtstag Bismarcks (dieser Mischung »von Uebermensch und Schlauberger«, »von Heros und Heulhuber«), auch keine Fahne aus dem Fenster hängen.<sup>34</sup>

Doch bei aller Kritik, die wir vom alten Fontane kennen, – die Reverenzen dem Kanzler gegenüber sind ein Stück politischer Kultur dieser Jahre, hängen aber auch damit zusammen, daß Fontane nicht nur in seiner »preußischen Epoche«, den Kreuzzeitungs- oder Kriegsbuchjahren, politisch mit dem Kanzler übereinstimmte. Es lassen sich einige Belege dafür finden, daß er Bismarcks Politik grundsätzlich guthieß. Das beginnt mit dem »Bon soir, Messieurs, nun ist es genug«, dem letzten Vers des 1871er Einzugsgedichts, der auch das Kriegsbuch von 1870/71 beschließt und eine interessante Vorwegnahme des bismarckschen »Wir sind saturiert« darstellt, und ist auch später durchgängig nachweisbar. Völlig d'accord mit Bismarck ging Fontane beispielsweise in der Schleswig-Holstein-Frage. Wenn er noch im Februar 1897 an seinen englischen Briefpartner James Morris schreibt: »Gewisse Dinge – und dahin gehört für das gegenwärtige England Ägypten – braucht ein Staat, um weiter zu leben, und solche Dinge müssen auch die rivalisierenden Staaten ihrem Nebenbuhler ruhig gönnen. So brauchten wir Schleswig-Holstein. Wir mußten es haben, und wir haben es gekriegt«, dann sind das Sätze, die genauso von Bismarck stammen könnten.<sup>35</sup>

Überdies erstaunt, wie oft Fontane bereit ist, für den Kanzler eine Lanze zu brechen, obwohl dieser in der Gunst der öffentlichen – und das heißt sehr oft (veröffentlichten) Berliner – Meinung alles andere als gut dasteht. Sogar in der Periode der Kanzlerdämmerung zwischen 1888 und 1890, als Bismarcks Ansehen in der Öffentlichkeit rapide sinkt, negative Schlagzeilen an der Tagesordnung sind und der Fürst durch seine häufige Abwesenheit von der Hauptstadt wenig zu seiner Popularität beiträgt, verkündet Fontane, daß er »im *Letzten* ganz auf Bismarcks Seite« stehe. Fontane, Leser der freisinnigen und bismarckfeindlichen »Vossischen Zeitung«, macht es sich dabei keineswegs leicht, wägt ab und sieht durchaus die vielen, allerdings oft unbewiesenen Vorwürfe, die gegen den Kanzler erhoben werden. Es sei, klagt Fontane im Januar 1889, als er seit Wochen »wieder ganz Politik« ist, »um die Wände 'rauf zu gehn«.<sup>36</sup>

Und es gibt einen weiteren politischen Berührungspunkt, wenn Fontane – wie Bismarck, der nach seiner Entlassung aus denselben Gründen unablässig eine Stärkung des Reichstages propagiert – die neoabsolutistischen Tendenzen des »Neuen Kurses« anprangert: »Das entsetzlichste aller Dogmen, die Stuartleistung von der Gottesgnadenschaft der Könige, steht mal wieder in üppigster Blüthe ... und denke ich mir 500,000 Repetirgewehre dazu, so weiß ich nicht, was mit der Menschheitsentwicklung werden soll, wenn ich nicht auf die bei Hemmingstedt hereinbrechenden Fluthen oder auf *ähnlich Elementares* warten darf«.<sup>37</sup>

Als Journalist und Zeitzeuge inmitten der preußischen Metropole und werdenden Reichshauptstadt war Fontane über Bismarck stets ausgezeichnet informiert. Eine erste

wichtige Quelle war zweifelsohne Georg Hesekei, ein langjähriger Schriftstellerfreund und erster offiziöser Bismarck-Biograph. Von ihm stammt »Das Buch vom Grafen Bismarck«. Wenn Fontane am 1. Dezember 1869 an seine Frau über einen Abend bei den Hesekiels schreibt: »Ueber Bismarck und seine Stellung zur conservativen Partei, die immer bedenklicher wird, wurde viel gesprochen«, so ist das schon ganz und gar der Großstadt-Schriftsteller, der das Schwungrad Berlin aus nächster Nähe sausen hört.<sup>38</sup>

Weniger zufrieden ist Fontane allerdings, wenn er dem Grafen und Bundeskanzler sein 1866er Kriegsbuch nach Varzin schickt, ohne die erhoffte Resonanz zu erhalten. »Bismarcks Brief,« gesteht Fontane seiner Frau 1869 enttäuscht, »besteht blos aus 8 oder 10 verbindlichen Secretair-Zeilen, die der Minister unterschrieben hat. Als *erstes* Anerkennungszeichen für mein Buch waren diese Zeilen etwas mager...« Hier zeigt sich schon, daß Bismarck den preußischen Schriftsteller kaum oder gar nicht zu Kenntnis genommen hat. Oder darf man die »Secretair-Zeile«, in der davon die Rede ist, daß Bismarck die »Wanderungen durch die Mark« mit Interesse gelesen habe, ernstnehmen und nicht nur als Floskel werten? Wohl kaum. Eher ist zu vermuten, daß der Ministerpräsident den Redakteur der Kreuzzeitung und Schöpfer einiger populärer Balladen nur flüchtig rezipiert hat, denn Romanautor ist Fontane zu dieser Zeit bekanntlich noch nicht. Und ob Bismarck später von »Irrungen, Wirrungen« oder »Stine« erbaut gewesen wäre, darf man getrost bezweifeln.<sup>39</sup>

Wenn Kurt Ihlenfeld vermutet, daß Fontane unter mangelnder Aufmerksamkeit von seiten des offiziellen Berlin und insbesondere Bismarcks gelitten habe, daß er sich möglicherweise mehr Anerkennung wünschte, zumal sich ja auch der alte Fontane bisweilen noch die Rolle eines hartnäckigen Panegyrikers auferlegte, so ist das keineswegs von der Hand zu weisen. Gerade Künstler sind nicht ohne Eitelkeit und sehnen sich nach Honorierungen jeglicher Art und nicht zuletzt »von oben«. Deshalb spricht Manfred Hank sicherlich zu recht von Haßliebe, die Fontane Bismarck gegenüber empfunden habe.<sup>40</sup>

Hat der märkische Dichter und Preußen-Poet womöglich mehr fürstliche Gunst erhofft? Fühlte er sich insgeheim von Bismarck übergangen oder vernachlässigt? Wie sind Liebe und Verehrung sowie die späten lyrischen Verbeugungen wie »Jung-Bismarck« oder »Zeus in Mission« zu interpretieren, wenn der öffentlichen Huldigung schroffe Kritik in den brieflichen Mitteilungen gegenübersteht und privatim alles wieder zurechtgerückt wird? Fontane scheint zu Bismarck zu stehen wie Faust zu Mephisto. Im Tagebuch ist in einer sehr emotionalen Textstelle von »meinem Freunde Bismarck« die Rede und andernorts häufig von »Schwärmerei«, während es 1888, als Fontane inmitten der Berliner Juli-Hitze wieder einmal über seine Vereinsamung klagt, in einem Brief an Mathilde von Rohr keineswegs ironisch heißt: »Ich hätte nichts dagegen, wenn mich Bismarck alle 4 Wochen zu Tisch lüde...«<sup>41</sup>

Gab es da Wunschenken? War Bismarck eine heimliche, selbst kaum eingestandene Vorbildfigur, weil der große und fast gleichaltrige Mann über Eigenschaften verfügte und auf Erfolge zurückblicken konnte, die Fontane bei sich selbst vermißte? Hing es damit zusammen, daß Bismarck einen Grad von innerer Unabhängigkeit und von gesellschaftlicher Ungebundenheit erreicht hatte, von der Fontane nur träumen konnte? Waren es die Eskapaden des Genies, daß Bismarck sich Ruhe und Einsiedelei gönnte und trotzdem die Welt regierte und in Atem hielt? Oder hing es damit zusammen, daß er sein Werk schon früh zum Erfolg geführt hatte und es nur noch selbstbewußt zu verteidigen brauchte? Wir müssen diese Fragen, deren Antworten nur Mutmaßungen sein können, leider offenlassen.

Statt dessen forschen wir konkreter nach: Sind Fontane und Bismarck sich jemals begegnet? Hermann Fricke, wohl der Urheber einer entsprechenden Behauptung, Kurt Ihlenfeld, Gordon Craig und zuletzt auch Christian Grawes »Fontane-Chronik« wissen von einem persönlichen Zusammentreffen, während sich Friedemann Bedürftig in seinem »Taschenlexikon Bismarck« ausgesprochen sibyllinisch gibt, ebenso wie Hans Schumann. Und der Kommentar der Hanser-Briefausgabe schreibt über den 24. Februar 1891: »Der Geheime Kommissionsrat Pindter war bis Ende Juni 1894 Chefredakteur der regierungsfreundlichen 'Norddeutschen Allgemeinen Zeitung'. F(ontane) war am Dienstag Bismarck von Pindter vorgestellt worden ...«<sup>42</sup>

Aber dieses ominöse Treffen hat nicht stattgefunden. Man muß den ins Feld geführten Brief vom 26. Februar 1891 (»Am Dienstag Bismarck,...«) anders lesen und erst recht die Mitteilungen, die zwei Tage später für Mete bestimmt sind. Fontane hat – wie so oft – am Abend dieses 24. Februar Bismarckiana gehört. Wäre er dem Kanzler wirklich vorgestellt worden, er hätte – zum Beispiel in dem umfangreichen Brief an seine Tochter – sicherlich ganz anders darüber berichtet.<sup>43</sup>

Zudem stellt sich aus der Sicht des Bismarckforschers die Frage: Was sollte den entlassenen Kanzler nach Berlin getrieben haben? Zu einer Zeit, als Wilhelm II. gerade schwere rhetorische Geschütze gegen den Fürsten aufgeföhren hatte, als die Rede davon war, Bismarck einen Maulkorb anzulegen, ihn wegen seiner unablässigen Opposition womöglich auf die Festung Spandau zu schicken! Und: Was hätte Bismarck in der Gesellschaft des Chefredakteurs einer Zeitung zu suchen gehabt, die sich schroff von ihm abgewandt hatte? Emil Friedrich Pindter, der neben dem Bismarck-Feind Karl Ludwig Zitelmann mit zum fontaneschen Plauder-»Kränzchen« gehörte und den der Dichter an besagtem Abend gesprochen hatte, gehörte für Bismarck längst zu den ungeliebten Wende-Hälsen, die ihm einst kniefällig zu Diensten gewesen waren und ihm jetzt nach seiner Entlassung »wie bissige Köter« ans Bein föhren.<sup>44</sup>

Nein, Bismarck war zuletzt am 17. Dezember 1890 mit dem Zug durch Berlin gedampft und befand sich am 24. Februar – das beweisen auch die »Losungen«, eine Art privat-besinnliches Notizbuch, – in Friedrichsruh. Hier diktierte er an diesem Tag Lothar Bucher die Erinnerungen und Gedanken und plauderte vormittags mit Julius Freiherr von Soden, bis 1890 Gouverneur von Kamerun, danach von Deutsch-Ostafrika, und abends mit dem ehemaligen Generaladjutanten Wilhelms I., Heinrich Graf von Lehndorff, der offensichtlich tags zuvor angekommen war und sich mehrere Tage beim Fürsten aufhielt. In der Öffentlichkeit wurde in diesen Wochen unterdessen viel über ein mögliches Reichstagsmandat Bismarcks, sein eventuelles Auftreten im Preußischen Herrenhaus oder andere gefürchtete Auftritte im politischen Berlin spekuliert, während der Kanzler selbst wenig geneigt war, überhaupt längere Reisen anzutreten. Nicht einmal zu einer Fahrt ins benachbarte Hamburg mochte er sich aufraffen.<sup>45</sup>

Natürlich hat Fontane Bismarck gesehen, vor allem bei offiziellen Anlässen. Und im Sinne der obengenannten Briefstelle hat er immer wieder registriert, was der Berliner Prominenten- und Polit-Klatsch aufzuföhren hatte. Zweifelsohne hatten es Fontane dabei die Anekdoten angetan. Er hatte, wie seine Romane zur Genüge belegen, ein Faible für Histörchen, für die Schnittstelle zwischen Geschichte und Geschichten. Da gibt es die Battenberg-Anekdote, von der er abends beim Wein hört, oder den netten Bismarck-Tratsch, als Max Liebermann ihn auf die Leinwand bannt: »Liebermann erzählte mir, Bismarck verbringe seine Tage nur noch mit Schimpfen. Er freue sich über jeden Besuch, weil er dann gleich wieder loslegen und auf seiner Invectiven-Orgel ein neues Register ziehen könne. Immer gegen den Kaiser. Sein alter Diener soll neulich zu ihm gesagt haben: 'Durchlaucht, ick will lieber en bisken raus gehn, daß ich es nich alles höre.' 'Ja, geh nur; ich hab mich noch lange nicht ausgekollert.' Bei jedem andern würd ich drüber die Achseln zucken, aber zu Bismarck gehört es; es kleidet ihm.«<sup>46</sup>

Im Tagebuch stoßen wir immer wieder auf Mitteilungen, die dokumentieren, wie dicht sich Fontane am politischen Geschehen befand. Wen kannte er nicht alles! Mit dem entlassenen Bismarck verband ihn die Marotte, daß er mit unzähligen bedeutenden Persönlichkeiten verkehrte, daß er oft und gern plauderte und politisierte, um gleichzeitig darüber zu jammern, daß er vereinsame. Daß Fontane über exzellente Kontakte verfügte, durch die er das Puzzle seines Bismarck-Bildes vervollkommen konnte, daß er eine Zeitlang bei Friedrich Karl in Dreilinden zur Tafelrunde gehörte, vielfältige Beziehungen zur Aristokratie hatte, über seine Frau Gerson Bleichröder kannte, den Emilie wiederum aus Kindertagen kannte und der ihr seine Opernloge bisweilen überließ, daß Fontane in Zeitungsredaktionen ein- und ausging, selbst eifriger Zeitungsleser war, mit Männern wie Maximilian Harden zu tun hatte, – das alles berechtigt zu der Annahme, daß Bismarck – auch wenn dieser monatelang nicht in Berlin war, um von der Varziner oder Friedrichsruher Einsiedlerei aus das Weltgeschehen zu beeinflussen, – im Denken Fontanes durchaus allgegenwärtig war. Wir dürfen Fontane schon

glauben, wenn er von sich selbst sagt: »Ich bilde mir ein, ihn, Bismarck nach zahllosen kleinen und großen Zügen ganz genau zu kennen«. Allerdings muß geklärt werden, was dieses »ganz genaue« Kennen »nach zahllosen kleinen und großen Zügen« wirklich bedeutet und was nicht.<sup>47</sup>

### III

»In fast allem, was ich seit 70 (gemeint 1870, d. Verf.) geschrieben, geht der 'Schwefelgelbe' um und wenn das Gespräch ihn auch nur flüchtig berührt, es ist immer von ihm die Rede wie von Karl oder Otto dem Großen. Ich habe auch mal eine kleine Biographie verbrochen und in Versen habe ich Ungeheuerliches geleistet«. Das sind gern zitierte Sätze, zu finden in einer kurzen Mitteilung an Maximilian Harden vom 4. März 1894. Mit Harden, dem Herausgeber der »Zukunft« und flammenden Bismarckianer, hatte der entlassene Reichskanzler einige Wochen zuvor gerade jene Flasche Steinberger Kabinett, Jahrgang 1862, geleert, die der Kaiser Bismarck bei jenem dubiosen Versöhnungsbesuch vom 26. Januar 1894 geschenkt hatte. Dadurch war Harden, der Bismarcks Good-will-Tagestour nach Berlin natürlich abgelehnt hatte, wieder ein wenig nachsichtig gestimmt worden.<sup>48</sup>

Fontanes Schreiben ist ganz Rechtfertigung und zugleich vorsichtige Zurückhaltung. Harden, das liest man heraus, hat Fontane um einen Beitrag für die »Zukunft« gebeten, vermutlich mit Blick auf den 1. April 1894 oder die Jubelfeiern des bevorstehenden Bismarck-Jahres. »Wie die Stuart'en«, sagt Fontane, »so bin auch ich besser als mein Ruf«, um dann mit seiner launigen Erklärung fortzufahren. Hier bekennt der Dichter allerdings, daß ihm nicht der Ruf vorauselte, sich publizistisch ausführlicher mit Bismarck auseinandergesetzt zu haben. Wie ein Jahr später auch, als man ihn um einen literarischen Beitrag ersucht, weicht er aus und schiebt das Thema »Bismarck« auf die Zukunft, was natürlich ebenso konziliant wie ironisch gemeint ist.

Zweifelsohne war auch Vorsicht im Spiel. Maximilian Harden, der Erfolgsredakteur und Skandaljournalist der wilhelminischen Zeit schlechthin, war nicht nur Bismarck-Enthusiast, sondern auch Fontane-Verehrer. Wie bei Detlev von Liliencron, Richard Dehmel, Gerhard Hauptmann, den Brüdern Thomas und Heinrich Mann war hier ein faszinierender Generationssprung im Spiel. Die »jungen Wilden« bekannten sich zum alten Fontane, und deshalb hätte Harden Fontane in seiner »Zukunft« natürlich gern zum Thema »Bismarck« auftreten lassen. Doch wäre das Fontane zu empfehlen gewesen?

Die »Zukunft« war zwar eine der erfolgreichsten Zeitschriften Deutschlands, aber für das offizielle Berlin stand sie auf dem Index. Hardens publizistische Attacken gegen den Kaiser und seine Kamerilla, später insbesondere gegen den homosexuellen Wilhelm-Zwo-Intimus Philipp von Eulenburg, kurzum, Hardens wirkungsvoller Enthüllungsjournalismus, hatten die »Zukunft« zum gefürchteten Kampforgang gegen das kaiserliche Berlin werden lassen. Und daß Harden mit Leib und Seele für Bismarck die Klinge kreuzte, machte die Sache nur brisanter.

Auch das muß man sehen, wenn Fontane sich gegenüber Harden so zurückhaltend äußert, denn es ist nicht auszuschließen, daß er davor zurückschreckte, sich von dieser Tribüne und womöglich noch politisch zum Thema »Bismarck« zu äußern. Da fällt einem natürlich die Stelle im »Stechlin« ein, als Fontane Dubslav augenzwinkend erklären läßt, daß es an einer Seite seines Sees nun seit kurzem auch Kibitzeier gäbe: »Ich habe mir gedacht, es sei vielleicht ein Fingerzeig, daß ich nun auch welche nach Friedrichsruh schicken soll. Aber das geht nicht; dann gelt' ich am Ende gleich für eingeschworen, und Uncke notiert mich. Wer dreimal Kiebitzeier schickt, kommt ins schwarze Buch«.<sup>49</sup>

Doch im Zentrum des Harden-Briefes steht Fontanes Rechtfertigung, die den Blick auf das Romanwerk lenkt. Wie nämlich kann das mit »Karl oder Otto dem Großen« gemeint sein? Doch nur so, daß Bismarck hier eben vorkomme und als welthistorische Größe gehandelt werde, als spräche man von den legendären Kaisern. Anders sicherlich nicht, denn daß Karl oder Otto der Große des öfteren in Fontanes Romanen auftauchen, läßt sich nicht gerade behaupten.

Was Fontane dann dem Lächerlichen preisgibt, das sind seine übrigen Arbeiten über Bismarck, von denen er aus guten Gründen ganz bescheiden oder selbstironisch spricht. »Die kleine Biographie«, die er mal »verbrochen« habe, ist jenes Kapitel aus den »Vaterländischen Reiterbildern«, das nichts als ein peinliches Plagiat ist. Christa Schultze und Fritz Gebauer haben hierüber umfassend berichtet, und das »verbrochen« offenbart zur Genüge, daß Fontane dieses Porträt schlecht auf seine Fahnen schreiben konnte, denn er hatte sich auf seltsame Weise mit fremden Federn geschmückt und wegen der tatsächlichen Urheberchaft überdies noch einige Verwirrung gestiftet.<sup>50</sup>

Ebenso ließen sich die »ungeheuerlichen« Verse abtun. »Jung-Bismarck« und »Zeus in Mission« sind Huldigungsgedichte, die keineswegs als Pflichtübungen herunterzuspielen sind, da sie durchaus einige Tropfen Herzblut enthalten, aber dem Autor von »Effi Briest«, die im Frühjahr 1894 gerade vollendet wird, in keiner Weise als künstlerische Visitenkarte dienen konnten. Diese Gedichte sind selbstaufgelegtes, aber durch eine tiefsitzende Bismarck-Faszination inspiriertes – um mit Fontane zu sprechen – »Blech«. Es sind populistische Verse, wie sie zeitbedingt in den Spalten der Feuilletons grassieren, allerdings nicht mit der pathetisch-schwülstigen Schwere ausgestattet, die sich andere Bismarck-Poeten auferlegen. Bei »Zeus in Mission« gibt es immerhin noch etwas zu schmunzeln.<sup>51</sup>

»Jung-Bismarck« gestaltete sich überdies und zum Unmut Fontanes als unfreiwilliger Sängerstreit. Von Paul Lindau gebeten, wetteiferte Fontane, angeblich ohne dies zu wissen, mit Dichterkollegen wie Klaus Groth, Felix Dahn u.a. um einen Zeitschriften-Beitrag, dessen Inspiration von dem bekannten Jugendbildnis Bismarcks ausgehen sollte, einem Porträt, das mit Blick auf die Burfordsche Fontane-Zeichnung vom Jahre 1844 übrigens zu interessanten Vergleichen herausfordert.<sup>52</sup>

Während »Jung-Bismarck« seiner Verdichtung wegen künstlerisch noch erträglich ist (das Pathos vergangener Zeiten muß ja ästhetisch nicht immer schlecht sein), ist »Zeus in Mission«, von dem Fontane eigenartigerweise recht eingenommen war, trotz der humorvollen Komponente mißglückt. Es kommt nicht zur Sache, ist langatmig und will witzig sein, wo eigentlich feierliche Ernsthaftigkeit verkündet wird: die vom heidnischen »Göttervater« (welche Gleichsetzung!) Bismarck ins Werk gesetzte Einigung der Deutschen. Beide Gedichte zeugen ein weiteres Mal davon, daß der Dichter diese historische Leistung Bismarcks uneingeschränkt bewundert. Aber es fehlen letztlich die Worte, um einen adäquaten poetischen Ausdruck zu erzeugen. Vermutlich stimmt etwas mit der Wahl der Gattung nicht, womit wir zum erzählerischen Werk übergehen können.

Wenn es einen Roman Fontanes gibt, wo der »Schwefelgelbe« mehr als nur flüchtig berührt wird, so ist dies »Effi Briest«, sein jüngstes Werk, das Fontane am 4. März 1894, als er Harden antwortete, sicherlich vor Augen gehabt hat. Es war schon mutig, im politischen Grabenkrieg zwischen Berlin und Friedrichsruh Bismarck so prononciert in einem Gesellschaftsroman zu verankern. Denn als das Buch entstand, war der zwischen Berlin und Friedrichsruh tobende »kalte Krieg« auf seinem Höhepunkt. Wer sich beispielsweise aus dem offiziellen Berlin zu einem Besuch bei Bismarck aufzuraffen wagte, galt als ausgesprochen couragiert und tat dies in der Gewißheit, daß Kaiser, Hof und Regierung ihn mit dem Bann belegen würden. Bismarck war nach dem 20. März 1890 zum Schreckgespenst der preußisch-deutschen Hauptstadt geworden, so daß Fontane durchaus riskierte, zum literarischen Frondeur und Gefolgsmann des »Sachsenwäldlers« zu avancieren, wenn er dem Eisernen Kanzler derart die Reverenz erwies.

In keinem Roman kommt Bismarck dem Leser so nahe wie in »Effi Briest«. Er wird zur Leitfigur für die Welt Innstettens, zur Grauen Eminenz, wie Müller-Seidel gesagt hat. Bejaht Effi die Welt, in die die Eltern sie wie ins kalte Wasser gestoßen haben, so hat sie es mit dem Reichsgründer zu tun, zu dem Innstetten sich in preußischer Pflichterfüllung bekennt und begibt, um gleichzeitig an seiner Karriere zu basteln. Und nolens volens bekennt sich auch Effi zunächst zu Bismarck: »Denn schließlich ist er doch der Mann, der über uns entscheidet. Auch über mich.«<sup>53</sup>

Bismarck versinnbildlicht in diesem Zeitroman die Welt, die er selbst inauguriert hat, das neue, 1871 aus der Taufe gehobene Deutsche Reich mit seinen gesellschaftlichen

Antagonismen, seinen Gesetzen, Moral- und Wertvorstellungen, seinen hausgemachten Widersprüchen und Verlogenheiten, seinen Angeboten zu tragischen Verstrickungen. Es ist eine lieblose Welt, eine Gesellschaft, die zwar – wie Innstetten – für Richard Wagner schwärmt, um in schwüler Prüderie Dampf abzulassen, aber dennoch eiskalt ihre moralischen Imperative einfordert. Dem ist Effis Natur, ist die Sehnsucht einer kindlichen Frau nach Liebe, Geborgenheit, Zuneigung und erotischem Eskapismus nicht gewachsen.

So hat der große Schicksalslenker zwar die Parole ausgegeben »Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt; [und die Gottesfurcht ist es schon, die uns den Frieden lieben und pflegen läßt], und zwar in seiner berühmten Rede vom 6. Februar 1888, für die Fontane sehr geschwärmt hat, doch Effi erleidet bezeichnenderweise gerade dann Angstzustände, wenn Innstetten über Nacht beim Fürsten in Varzin weilt. Wenn Effi diese Welt, mit allen ihren Ungeheuerlichkeiten und ihrem organisierten Spuk bewältigt, wird sie, wie die Mama versprochen hat, in jungen Jahren dort stehen, wo diese sich heute befindet.<sup>54</sup>

Doch es kommt anders. Effi scheitert (»Alpdruck ist in unserer Familie, mein Papa hat es auch und ängstigt uns damit,...«), und am Ende wünscht sie, daß die martialischen Lithographien, die den Sturm auf Düppel sowie Bismarck und seinen König auf der Höhe von Lipa zeigen, von der Wand genommen werden. »König Wilhelm auf der Höhe von Lipa« ist ein Kapitel und eine Ludwig-Burger-Illustration aus dem 1866er Kriegsbuch, sozusagen das Finale von Königgrätz, als die Nebel verfliegen und die Sonne über dem preußischen Sieg aufgeht, für Effi alles andere als ein Grund zum Optimismus. Sie hat ihren Kampf bereits verloren.<sup>55</sup>

Die Romanhandlung von »Effi Briest« fällt in Bismarcks Amtszeit, anders der »Stechlin«, der in starkem Maße eine Auseinandersetzung mit dem entlassenen Kanzler ist, wobei der alte Dubslav zu einer tragikomischen Gegenfigur Bismarcks entwickelt wird. In auffälliger Weise korreliert Dubslavs äußere Welt mit der des »Sachsenwäldlers«, während sich der innere Mensch scharf von Bismarck unterscheidet. Der »Stechlin« wird zum politischen Roman, weil Fontane das allgegenwärtige Bild, das Bismarck der deutschen Öffentlichkeit von sich präsentierte und das der Kultbetrieb entsprechend vermarktete, in Frage stellt. Der Privatier, der Landedelmann, der Philosoph vom Sachsenwald – das waren die Topoi der nationalen Bismarckvergötterung. Im idyllischen Friedrichsruh lebte der weise Begründer der Nation, der Volkserzieher, zu dem Hunderttausende aufblickten und pilgerten, der Mahner, die omnipotente Leit- und Führerfigur, die dann bis 1945 in allen Krisen des Reiches beschworen werden sollte. Zu diesem Bismarck, wie er den Deutschen zwischen 1890 und 1898 als Säulenheiliger ans Herz geschmiedet wird, ist Dubslav der Kontrapunkt aus Fleisch und Blut, aus altpreußischen Idealen und menschlicher Wärme, schlichtweg ein Antiheld Don Quichotte'scher Provenienz und Güte und fontanescher Wesensart.<sup>56</sup>

Eine Botschaft des Romans lautet deshalb, daß man sich das Menschliche bewahren könne, zieht man sich in die wahrhaftige oder eigentliche innere Unabhängigkeit zurück. Doch dies ist ein Rückzug aus der großstädtischen/Berliner Welt und insbesondere aus der Politik, in der man gebunden und auf tragische Weise schuldig wird. Konsequenterweise scheitert Dubslav in der Politik, zu der er überdies wenig Anlage hat und Neigung verspürt. Das Reichstagsmandat, das man ihm aufgedrängt hat, ist wider seine Natur. Er erringt es nicht. Der Sozialdemokrat Torgelow macht das Rennen. Daraufhin läßt sich Dubslav zufrieden in seine Wald-Einsiedlei zurückkutschieren, um ganz nebenbei, indem er sich um einen alkoholisierten Landarbeiter kümmert, zum barmherzigen Samariter aufzusteigen.

Diese Episode erinnert an eine von Sidney Whitman überlieferte Bismarck-Geschichte, die Fontane hier möglicherweise ganz bewußt ins Spiel gebracht hat. Auch Bismarck stellt solche menschlichen Züge unter Beweis und ist bisweilen humaner Landedelmann. Doch er trägt einen Januskopf, da es ihn immer wieder in die Welt der Politik zurücktreibt. Auch er tritt 1891 gegen einen Sozialdemokraten an, gewinnt aber (mit wenig Bravour) das Reichstagsmandat, womit er wieder (zumindest offiziell) auf die politische Bühne zurückgekehrt ist. Doch auf diesen Brettern der Welt- und Machtpolitik, wo sich jahrzehntelang sein Genie hatte beweisen können, sind eben auch seine charakterlichen

Defizite hervorgetreten. Wo Dubslav von Stechlin Größe zeigt, offenbart Bismarck diametrale Eigenschaften – und umgekehrt.<sup>57</sup>

»Der Stechlin« spielt 1894. Im Januar dieses Jahres, als es zur fragwürdigen »Versöhnung« zwischen Kaiser und Kanzler kommt, schreibt Fontane seiner Tochter: »Bismarck ist der größte Prinzipverächter gewesen, den es je gegeben hat und ein 'Prinzip' hat ihn schließlich gestürzt, besiegt, dasselbe Prinzip, das er zeitlebens auf seine Fahne geschrieben und nach dem er *nie* gehandelt hat. Die Macht des hohenzollernschen Königthums (eine wohlverdiente Macht) war stärker als sein Genie und seine Mogelei. Er hat die größte Aehnlichkeit mit dem Schillerschen Wallenstein: Genie, Staatsretter und sentimentaler Hochverräther. Immer ich, ich, ich und wenn die Geschichte nicht mehr weiter geht, Klage über Undank und norddeutsche Sentimentalitätsthräne. Wo ich Bismarck als Werkzeug der göttlichen Vorsehung empfinde, beuge ich mich vor ihm, wo er einfach er selbst ist, Junker und Deichhauptmann und Vortheilsjäger, ist er mir gänzlich unsympathisch.«<sup>58</sup>

Es ist erstaunlich: Man könnte den für Maximilian Harden bestimmten Brief, der wenige Wochen nach der sogenannten »Versöhnung« entstanden ist, auch als eine Art Absichtserklärung lesen. Denn Bismarck wird erst mit »Effi Briest«, aber dann vor allem mit dem »Stechlin« zum eigentlichen publizistisch-literarischen Gegenstand, während frühere Romane in der Tat eher das »flüchtige Berühren« praktizieren. Bismarck gehört hier lediglich zur Staffage, zum unverzichtbaren Zeitkolorit. Wird er genannt, ist das ein Stichwort, und für den Leser wird ein Erkennungsmerkmal bereitgestellt. Und er ist natürlich Gesprächsgegenstand und dient damit der Charakterisierung des Romanpersonals.

So Baron Osten in »Irrungen, Wirrungen«, einer Geschichte, die Mitte der 1870er Jahre spielt, zu einer Zeit also, als Bismarcks Bruch mit seinen ehemaligen hochkonservativen Weggefährten ein herausragendes Thema darstellt. Der Provinzaristokrat und Apoplektiker Baron Osten, der diese Konservativen repräsentiert und dem die Berliner (Gründerzeit-)Luft so gar nicht behagt, äußert sich abschätzig über Bismarck, wird dadurch aber eher zur zeittypischen Karikatur. Er ist eine Kuriosität vom Lande und aus der Requisitionskammer der Geschichte, und wir dürfen das, was er über den Reichsgründer hinausposaunt, nicht überbewerten.<sup>59</sup>

Ähnlich verhält es sich mit dem »Negationsrat« Duquede in »L'Adultera«, wo im 5. Kapitel »Bei Tisch« eine Pro-Contra-Debatte über den Kanzler stattfindet. Hier geht es in erster Linie um die wahre oder vermeintliche Größe des Reichsgründers und somit um den frühen Bismarck-Kult Mitte der 1870er Jahre. In »Cécile« schließlich führt uns Fontane voller Ironie und Sarkasmus einen Kreis von Bismarck-Frondeuren vor. St. Arnaud, Außenseiter der Gesellschaft, lädt zu einem späten Mittagessen, und es erscheinen weitere Außenseiter und überdies erklärte Bismarck-Gegner. Daß sie es sind, wird sofort deutlich: Kriegsministerialoberst Kraczinski ist »polnisch-katholisch«, Sanitätsrat Wandelstern »fanatischer Anti-Schweninger« und der eloquente Geheimrat Hedemeyer »schon unter Mühler 'kaltgestellt'«, also unter jenem Kultusminister und Bismarck-Kontrahenten aus der Zeit des beginnenden Kulturkampfes, mit dessen familiären Umfeld Fontane gut bekannt war und der bereits Anfang 1872 seinen Hut hatte nehmen müssen. Hedemeyer zieht nun tüchtig vom Leder, ähnlich wie Baron von Osten oder der »Negationsrat«. In seiner Philippika ist von der »Prinzipienlosigkeit«, vom »Götzen- und Opferdienst« (»Wir haben einen Dalai-Lama«), von der »Omnipotenz eines einzelnen« oder der »kleinen Behandlung großer Fragen« die Rede.<sup>60</sup>

Nun könnte man Geheimrat Hedemeyer als das abtun, was er ist: eine Karikatur. Doch das wäre voreilig, denn was meint Leslie Gordon in der obligatorischen Gesprächsnachlese auf dem Nachhauseweg zur Malerin Rosa? »Und doch war vieles richtig, was er sagte«, wobei man hinzufügen muß, daß wir an dieser Stelle auch Fontane heraushören, der mit der Hedemeyer-Figur dem »Kränzchen«-Freund und Bismarck-Feind Zitelmann ein kleines Denkmal gesetzt hat. Zudem haben wir es mit einer interessanten Form der Selbstironie zu tun: Indem Fontane seine harsche Bismarck-Kritik Außenseitern und skurrilen Figuren in den Mund legt, macht er sich unangreifbar, verzichtet aber nicht darauf, auszusprechen, was nicht

nur er gegen den Reichsgründer einzuwenden hat. Dies eben sind die Waffen des Schriftstellers.<sup>61</sup>

Bilanzieren wir nun, was wir über Bismarck im Romanwerk Fontanes insgesamt erfahren, so ist die Beschäftigung mit dem Reichsgründer bis zur Mitte der 1890er Jahre keineswegs signifikant. Wer nur den »veröffentlichten« Fontane kannte, den Romancier, aber auch Theaterkritiker, »Wanderer«, Balladen- und Gelegenheitsdichter oder Kriegsbuchautor, konnte nicht zu der Überzeugung gelangen, daß sich hier ein Dichter zu Wort gemeldet hatte, dem Bismarck sonderlich ans Herz gewachsen war. Bismarck wird zwar – wie im Fall von »Cécile« gezeigt – entsprechend »berührt«, aber nie ernsthaft vertieft. Dabei war Fontane einen merkwürdigen Weg gegangen: Öffentlich beteiligte er sich an lyrischen Huldigungen und gab sich als eine Art panegyrischer Mitläufer aus. Privat hingegen schwang er sich bisweilen zu vernichtenden Urteilen über Bismarck auf, die allerdings nur dann ans »Tageslicht« kamen, konnte er solche Ansichten seinen Romanfiguren in den Mund legen.

1894 hatte Fontane deshalb wirklich Grund, sich Harden gegenüber zu rechtfertigen. Denn da gab es ganz andere, die die Bismarck-Literatur anschwellen ließen, die als Bismarck-Dichter firmierten, nach Friedrichruh pilgerten, das Gespräch mit dem Kanzler suchten und somit auch hervorragende Zeugnisse hinterlassen haben. Deshalb: Wenn Manfred Hank feststellt, Fontane sei in seinem Verhältnis zu Bismarck eher eine Ausnahmeerscheinung unter den deutschen Dichtern und Denkern, so ist das durchaus zutreffend.<sup>62</sup>

Untersuchungen zum Bismarck-Bild Fontanes schöpfen darum vornehmlich aus dem Briefwerk, wobei wir uns stets vergegenwärtigen müssen, daß wir es hier qualitativ mit einer anderen Quellenlage, nämlich mit privaten Mitteilungen, zu tun haben, die überdies die Spitze des Eisberges darstellen, denn was mag Fontane über Bismarck noch alles an Widersprüchlichkeiten, Bonmots oder Büchmann-Schöpfungen zum besten gegeben haben, wenn er korrespondierte, im kleinen Kreis schwadronierte oder seiner Frau beim Strümpfestopfen zusah?

Dessenungeachtet gehören diese Bismarck-Sentenzen zu den herrlichsten Prosa-Leckerbissen, die wir über Bismarck besitzen. Wer wartet bei passender Gelegenheit nicht gern mit Sätzen auf wie: »Wie man Bismarck oder seiner Frau gegenüber jeden Widerstand aufgibt, weil es einem doch nichts hilft, so klage ich auch über die sogenannten Kurörter und Sommerfrischen nicht mehr,...«<sup>63</sup>

Oder folgende Lese Frucht: »Es giebt eine mecklenburgische Geschichte, wo ein Berliner, der in Warnemünde badet, gern wissen will, 'was eigentlich ein Lootse sei', weshalb er sich an einen Eingeborenen wendet. Der antwortet ihm: 'en Loots' is en Loots' un wat en Loots' is, weet jed een.' Viel anders gelingt es mit Bismarck auch nicht. Er hat das deutsche Reich aufgebaut. So wie man mehr sagen will, verheddert man sich. Die einfachsten Dinge zu beantworten, ist immer das denkbar Schwerste. Logik und Stil müssen auf der höchsten Höhe sein. Auch unter den Historikern leisten dies nur ganz, ganz wenige.«<sup>64</sup>

Läßt man einmal die zahlreichen Aussagen Fontanes über Bismarck Revue passieren, so filtert sich folgendes heraus: Zunächst gibt es so etwas wie einen Primat des Menschlichen. Fontane interessiert sich, nicht nur in bezug auf Bismarck, vor allem für das Individuum und seinen Charakter. Er sieht die große historische Persönlichkeit in erster Linie mit den Augen des Künstlers, gerade so, als urteilte er über einen Schauspieler auf der Bühne des Königlichen Theaters am Gendarmenmarkt. Da gibt es den langen Brief an Mathilde von Rohr vom Januar 1878, als er sich in der wohligen Laune nach einem Diner über den Charakter der Engländer und Franzosen ausläßt, wobei er feststellt, daß »wir«, die Deutschen, insbesondere den Engländern »an schöner, edler Gesinnung« nachstünden. »Wenn ich Umschau halte, so begegne ich in der Oberschicht unsres Volks, unter Adel, Beamten, Honoratioren, Künstlern und Gelehrten einer nur sehr mäßigen Anständigkeit. Sie sind eng, geizig, neidisch, rechthaberisch, ohne Sinn für Form und Billigkeit, wollen nehmen und nicht geben, huldigen mehr der Schein-Ehre als der wirklichen und entbehren in einem ungläublichen Grade der Hochherzigkeit, des Edelmuths und der Gabe zu verzeihn und Opfer zu bringen. Sie sind selbstsüchtig, hart, unliebenswürdig«. Und in diesem Zusammenhang fällt dann der Satz:

»Nehmen Sie Bismarck; so groß er ist und so voll ich ihn bewundere, das was Washington hatte und der ältere Pitt, *das* hat er nicht.«<sup>65</sup>

Was Fontane hier anmahnt oder verurteilt, typische deutsche Eigenschaften oder auch Auswüchse einer späten Gründerzeit-Mentalität, ist ein Thema, das ihn insbesondere mit Blick auf den Adel, wie er ist und wie er sein sollte (das Stechlin-Thema), ein Leben lang beschäftigten wird. Deshalb schreibt er zwölf Jahre später, wenige Wochen nach der Entlassung des Kanzlers, jenen an Friedlaender gerichteten Brief, der an dieser Stelle zuende zitiert werden soll: Er, Fontane, sei zwar Bismarck-Anschwärmer gewesen, aber eines sei diesem versagt geblieben: »Edelmuth; das Gegenteil davon, das zuletzt die häßliche Form kleinlichster Gehässigkeit annahm, zieht sich durch sein Leben (ohne den begleitenden infernalischen Humor wäre es schon früher unerträglich gewesen) und an diesem Nicht-Edelmuth ist er schließlich gescheitert und in diesem Nicht-Edelmuth steckt die Wurzel der wenigstens relativen Gleichgültigkeit, mit der ihn selbst seine Bewunderer haben scheiden sehn. ... Es ist ein Glück, daß wir ihn los sind, und viele, viele Fragen werden jetzt besser, ehrlicher, klarer behandelt werden, als vorher. Er war eigentlich nur noch Gewohnheitsregente, that was er wollte, ließ alles warten und forderte nur immer mehr Devotion. Seine Größe lag hinter ihm; sie bleibt ihm in der Geschichte und in den Herzen des deutschen Volkes, aber was er in den letzten 3 Jahren davon verzapft hat, war *nicht* weit her.«<sup>66</sup>

Neben diesem Primat des Menschlichen fällt auf, daß das Ja zu Bismarck, das Fontane der großen historischen Persönlichkeit zollt, in vielen Fällen nicht durch das obligatorische Nein aufgewogen wird. Fontane wird zwar nicht müde, Bismarcks allseits bekannte Schwächen und Charakterdefizite, dessen Skandale und Entgleisungen, seine Menschenverachtung, seinen Geiz, seinen Egoismus, Kleinmut, seine Geschäftstüchtigkeit oder seinen ureigenen Anteil am Bismarck-Kult anzuprangern, doch am Ende, und das zieht sich durch die letzten zwanzig Jahre des alten Fontane, bleiben mehr Aktiva als Passiva. Die Bewunderung der historischen Figur, die Verbeugung vor der staatsmännischen Leistung, fast eine Art Ehrfurcht vor dem Machiavellisten, dem Tatmenschen und der Krafnatur, wiegen die Vorbehalte nicht selten auf.

Dabei wird oft – eigenartig nachsehend und wohlwollend – das Exzeptionelle hervorgehoben. Bismarck als Ausnahmerecheinung dürfe sich eben Dinge herausnehmen, die sich nur der Übermensch jenseits von Gut von Böse leisten dürfe. 1879 meint Fontane zum Beispiel mit Hinweis auf Thomas Carlyle, einen der Urväter der Historischen Belletristen: »Es ist wie mit unsrem Reichskanzler. Heißt er Schnökel oder Hasemann, so muß er der Glocke des Präsidenten gehorchen, heißt er Bismarck, so muß er ihr *nicht* gehorchen. Carlyle hat Recht, der *Einzelne* bestimmt alles, darf alles, wenn er der Mann danach ist. *Daran hängt's*.«<sup>67</sup>

Fontane wußte, daß er das große Werk, die in einer Ausnahmesituation von einem Ausnahme-Menschen vollbrachte Reichsgründung, nicht von dem genialen Menschen trennen konnte und huldigte eben auch der Prämisse »Männer machen Geschichte«, ohne dabei zwangsläufig einem naiven Geschichtsbild aufzusitzen. So finden wir die interessantesten Sätze, die Fontane über Bismarck geschrieben hat, als eine Art Resümee in »Von Zwanzig bis Dreißig«, wo Fontane ein ebenso beachtenswertes wie fundiertes historisches Urteil abgibt. Eine Regierung, sagt er in seinem 1848er Kapitel, könne letztlich nicht gegen den Volkswillen Politik machen. »Die Schwäche der preußischen Regierung vom Schluß der Befreiungskriege bis zum Ausbruch des Schleswig-Holsteinischen Krieges bestand in dem beständigen sich Auflehnen gegen diesen einfachen Satz, dessen unumstößliche Wahrheit man nicht begreifen wollte. Wenn später Bismarck so phänomenale Triumphe feiern konnte, so geschah es, sein Genie in Ehren, vor allem dadurch, daß er seine stupende Kraft in den Dienst der in der deutschen Volksseele lebendigen Idee stellte. So wurde des Deutsche Reich aufgerichtet und *nur so*.«<sup>68</sup>

Fontane war in seiner historisch-politischen Bewertung also durchaus um Objektivität bemüht. Nirgendwo wird das so deutlich wie in den Briefen an den alten Philipp Graf zu Eulenburg, dessen Verwandter Botho, bis 1881 preußischer Innenminister, von Bismarck mit einem machtpolitischen Winkelzug aus dem Amt verjagt worden war. Als Fontane das Ereignis kommentiert, ist er zunächst vorsichtig und möchte offensichtlich vermeiden, sich

»in die kitzlichsten Fragen« hineinzuschreiben. Doch am Ende ist er erfrischend offen. Zwar bezeichnet er Bismarck als »strengen und *eifersüchtigen* Gott« und als »Intrigant«, doch dann lesen wir: »Der Kanzler ist ein Despot; aber er darf es sein, er *muß* es sein. Wär' er es nicht, wär' er ein parlamentarisches Ideal, das sich durch das Dümme, was es gibt, durch Majoritäten, bestimmen ließe, so hätten wir überhaupt noch keinen Kanzler und am wenigsten ein Deutsches Reich.«<sup>69</sup>

Übrigens nicht ungeschickt, wie hier argumentiert und den »Eulenburgs« gegenüber Farbe bekannt wird. Fontane stellt sich gewissermaßen auf einen unangreifbaren Eisen-und-Blut-Standpunkt, erinnert an Bismarcks berühmte Äußerung vor der Budget-Kommission des preußischen Abgeordnetenhauses am 30. September 1862, wo der frischgebackene Ministerpräsident die Welt mit seiner aufsehenerregenden Feststellung schockierte, daß nicht Reden, Vereine und Majoritätsbeschlüsse die großen Fragen der Zeit entschieden, sondern Eisen und Blut.

Etwas anderes kommt hinzu. Man muß diese fontaneschen Quellen eben auch mit Blick auf die Briefempfänger und vor allem mit Rücksicht auf die politischen Zeitumstände interpretieren. Einige Wochen später erhielt Graf zu Eulenburg senior einen weiteren Brief, der Fontanes Bismarck-Bild wiederum offenlegt, aber auch – wie Ernst Engelberg zeigt – in das damalige innenpolitische Tief Bismarcks eingeordnet werden muß. In einer Periode, in der der Kanzler keine gute Figur machte und ihm im Reichstag die Felle davonschwammen, schrieb Fontane einen Brief, der zur unmittelbaren Zeitzeugenquelle taugt wie kaum eine andere, aber letztlich auch nur so gelesen werden sollte:

»Gegen Bismarck braut sich allmählich im Volk ein Wetter zusammen. In der Oberschicht der Gesellschaft ist es bekanntlich lange da. Nicht seine Maßregeln sind es, die ihn geradezu ruinieren, sondern seine Verdächtigungen. Er täuscht sich über das Maß seiner Popularität. Sie war einmal kolossal, aber sie ist es nicht mehr. Er fallen täglich hunderte, mitunter tausende ab. Vor seinem Genie hat jeder nach wie vor einen ungeheuren Respekt, auch seine Feinde, ja diese mitunter am meisten. Aber die Hochachtung vor seinem Charakter ist in einem starken Niedergehn. Was ihn einst so populär machte, war das in jedem lebende Gefühl: 'Ah, ein großer Mann.' Aber von diesem Gefühl ist nicht mehr viel übrig, und die Menschen sagen: 'Er ist ein großes Genie, aber ein kleiner Mann.' Dadurch, daß er seine mehr und mehr zutage tretenden kleinlichen Eigenschaften mit einer gewissen Großartigkeit in Szene setzt, werden die kleinlichen Eigenschaften noch lange nicht groß.«<sup>70</sup>

#### IV

»Bismarck ist – wenn er es auch nie eingestehen wird – innerlich ein *unfehlbarer* politischer Papst; er ist eben seiner von ihm 'gehaßten' Mutter Sohn. Dennoch kann und werde ich ihm meine Sympathien nicht entziehen. Ich wüßte nicht, an wen sonst sich meine patriotischen Wünsche und Gefühle anlehnen sollten. Seiner mächtigen Persönlichkeit die gebührende Anerkennung zu verweigern, könnte wohl nur einem Narren einfallen, der sich auf seinem Piedestal sehen möchte. Aber zu der blinden Menge, die ihn heute vergöttert und ihn morgen vielleicht kreuzigen möchte, gehören wir beide wohl nicht, und, je mehr wir ihm herzlich zugeneigt sind, desto tiefer und schmerzlicher empfinden wir die sittlichen Lücken seiner gewaltigen Natur.«<sup>71</sup>

Daß Bismarck ein genialer Staatsmann, aber ein charakterlich nicht unumstrittener Mensch war, durfte spätestens seit den Tagen der Reichsgründung als Allgemeinplatz gelten. Albrecht von Roon, der Bismarck politisch in den Sattel geholfen hatte und den wir hier zitiert haben, urteilt in einem Ende 1875 geschriebenen Brief an Moritz von Blanckenburg ähnlich wie viele von denen, die Bismarck aus nächster Nähe erlebt haben. Denn auch Freunde, Vertraute und Mitarbeiter überliefern uns das Bild eines faustischen Menschen und einer facettenreichen Persönlichkeit, die von extremen Leidenschaften und Launen beherrscht wurde und in keine Schablone zu pressen ist.

Vor diesem Hintergrund ist natürlich zu überlegen, ob Fontane eigentlich eine ergiebige »Quelle« und hochkarätiger Zeitzeuge ist. Die Frage muß erlaubt sein, ob er überhaupt dicht

genug am Geschehen »dran« war, um Bismarck angemessen erfassen und beurteilen zu können. Die Antwort ist aus der Sicht des Bismarckforschers leider einfach: Da er Bismarck persönlich nie kennengelernt hatte, resultiert sein Bild vom Reichskanzler allein aus der Perspektive eines hauptstädtischen »Parkettplatzes 23«. Was Fontane im politischen Berlin erfuhr oder in der Zeitung fand, konnten immer nur Informationen aus zweiter Hand sein.

Hierin liegt vielleicht ein Grund, warum seine kritischen und fast ausschließlich privaten Auslassungen über Bismarck durchweg etwas Stereotypes oder sogar Stammtischartiges an sich haben, wenn wieder und wieder auf das »Kleine«, das »Mogeln« und »Unedle« verwiesen wird. Überdies ist Fontanes Bismarck-Kritik bei Lichte besehen alles andere als originell. So oder ähnlich, bis in die Formulierungen hinein, las man es tagtäglich in den einschlägigen Zeitungen. Insbesondere nach dem 20. März 1890 kultivierte der Großteil der Berliner Presse, allen voran die liberalen, freisinnigen Blätter wie die »Vossin« oder die regierungshörigen wie die »Norddeutsche Allgemeine Zeitung«, eine regelrechte Anti-Bismarck-Stimmung, wenn nicht -Hetze.

Nun muß man Fontane zwar zugute halten, daß er schon vor der Entlassung des Kanzlers zu seinem ambivalent-zwiespältigen Bismarck-Bild gelangt war und mit seiner freisinnigen »Vossin« politisch keineswegs immer konform ging, doch sicherlich ist nicht auszuschließen, daß die bismarckfeindlichen Kampagnen auch auf ihn abgefärbt haben. Und noch nachhaltiger dürften einschlägige Gesprächspartner auf ihn gewirkt haben. Die Kontakte zur Familie Eulenburg, zu Leuten wie Karl Ludwig Zitelmann oder Chefredakteur Pindter waren zweifelsohne dazu angetan, die »eingeborene« Bismarck-Schwärmerei zu relativieren.

Fontane hatte sichtlich Probleme mit dem Realpolitiker Bismarck, der als Ministerpräsident und Kanzler in seinen Ansichten vielleicht nicht immer zeitgemäß war, aber umso auffälliger in seinen Methoden. Bismarcks machiavellistische Manövrierkunst, sein schachspielerisches Lavieren zwischen seinem Monarchen, den deutschen Höfen, der Ministerialbürokratie, den Parteien, Pressure groups und nicht zuletzt der öffentlichen Meinung im In- und Ausland hatte etwas ausgesprochen Modernes und war in der preußisch-deutschen Öffentlichkeit so noch nicht zutage getreten.

Dabei saß anscheinend auch Fontane dem für seine Zeit typischen Idealbild auf, nach dem »Männer Geschichte machen«, das aber unter Ausschluß der niederen politischen Gefilde, gleichsam als heroische Bühnenfiguren (erinnert sei nur an den Friedrich-II-Kult vor 1871 und Fontanes publizistisch-poetischen Anteil daran). Bezeichnenderweise hatte die deutsche Öffentlichkeit nach der Entlassung des Kanzlers erhebliche Probleme damit, daß dieser sich nicht mit der Rolle abfinden wollte, im Sachsenwald als historisches Denkmal zu erstarren und petrefakt für Huldigungen bereitzustehen. Daß der »Schmied des Reiches« sich in die Tagespolitik einmischte, in den »Hamburger Nachrichten« gegen seine Nachfolger polemisierte, mit der Rückkehr in die Politik drohte, allgemein als »Censor« und nationaler advocatus diaboli gefürchtet war, vornehmlich in den außerpreußischen Staaten zum Idol heranwuchs und dem Ansehen des Monarchen und der Monarchie letztlich erheblichen Schaden zufügte – das alles irritierte viele Deutsche. Die traditionelle Dichter-und-Denker-Mentalität sehnte sich nach einem anderen Bismarck. Er sollte ganz einfach dem Bild gleichen, das der Kult von ihm geformt hatte.

So war in einer Dresdner Zeitung beispielsweise zu lesen: »Unbegreiflich, die Manie des Fürsten Bismarck, durch Zeitungsinterviews Lärm in der Welt zu machen, nachdem er ein Menschenalter hindurch dieselbe Welt wie ein Olympier selbst gelenkt hat. Jeder, der nicht in den bornirtesten Parteifanatismus verrannt ist, Jeder, der genug historisches und ästhetisches Gefühl besitzt, um sich eine geschichtliche Erscheinung als Statue, ihr Wirken als Symphonie, als Epopöe vorzustellen, sie als Kunstwerk zu betrachten, wird, welcher Partei sich auch seine Ueberzeugung zuneigen mögen, mit Schmerz die Haltung des alten Kanzlers betrachten, die ihn in der allgemeinen Meinung um einige Grade zurückbringen muß. Sie zeigt menschlich kleine Züge und beeinträchtigt das künstlerisch empfundene Bild, das von seiner Persönlichkeit im Volke lebt.«<sup>72</sup>

»Das künstlerisch empfundene Bild...« – Ist damit nicht auch Fontanes Bismarck-Bild angesprochen? Schon der junge Balladendichter hatte »Männer und Helden« aufs lyrische

Schild gehoben und jene Haudegen und Originale besungen, ohne die Preußens Glanz und Gloria nicht auszukommen meinte. Dabei ging es Fontane stets um edle Menschen, ebenso edle Taten oder handfeste Anekdoten, um Geschichten also und weniger um Geschichte und schon gar nicht um Politik, so daß er seinem Freund Bernhard von Lepel einmal entgegnete: »Ich will immer Menschliches geben und Du witterst immer Historisches.«<sup>73</sup>

Zweifelsohne war dem älteren Fontane bewußt, daß er Bismarck nicht mehr in Heldengesängen à la Zieten, Derfflinger oder Wrangel verklären konnte, obwohl »Jung-Bismarck« letztlich ein erneuter Versuch dazu war. Trotzdem hat er nie aufgehört, auf diese Welt als Künstler zu blicken. Noch der alte Fontane las die Zeitung mit den Augen des Dichters. Ende 1890 schrieb er Paul Heyse: »Es vergeht kein Tag, wo nicht aus diesem elenden Löschpapier etwas Hochpoetisches zu mir spräche: der Kaiser und Bismarck, die stille und dann auch wieder laute Kriegführung zwischen Beiden,...«. Auch die eingangs angeführten Zitate, vor allem der Brief an August von Heyden vom 5. August 1893, sind verräterisch, belegen sie doch, daß Fontane in Bismarck den »Helden« gesucht (und natürlich nicht gefunden) hat, sich zu politischen Fragen nicht äußern mochte und den Kanzler – wieder ganz Künstler – vorrangig als »Stoff« betrachtete. Und man höre und staune: Im fontaneschen »Kränzchen« wurde viel über Bismarck geredet, aber nie über Politik.<sup>74</sup>

Deshalb hat Hans-Heinrich Reuter auch recht, wenn er meint, Fontane habe den Reichskanzler »poetisiert«, gerade so wie Schiller Wallenstein. Doch muß man daraus andere Schlüsse ziehen. Diese Poetisierung oder Literarisierung hat Fontanes Bismarck-Schwärmerei keineswegs relativiert oder getrübt, wie Reuter es argumentativ gern gehabt hätte. Im Gegenteil: Nicht ohne Naivität und Hingabe hat Fontane für die große historische Persönlichkeit geschwärmt, seinen »Helden« aber durch Poetisierung, bis hin zu Mythologisierung, gleichzeitig entpolitisiert, so daß er mit dem »realexistierenden« Bismarck nur schwer zu Rande kam.<sup>75</sup>

Bismarck war im Laufe seiner langen Amtszeit nicht nur durch unzählige Selbstzeugnisse, Reden, Briefe, Presseberichte und später auch Memoirenwerke »entzaubert« und »veröffentlicht« worden, sondern nicht zuletzt durch den Enthüllungsjournalismus seiner politischen Widersacher. Die Gegner und Feinde, an denen es dem Eisernen Kanzler bekanntlich nie mangelte, sorgten beharrlich dafür, daß das Große dieses Menschen durch die tatsächlichen oder vermeintlichen Schattenseiten entsprechend getrübt wurde. Wie sich so etwas anhörte, wenn beispielsweise die katholische Propaganda zum Gegenschlag ausholte, dokumentiert ein Kommentar von »ultramontaner Seite« vom Sommer 1890: »Der Erfinder der Blut- und Eisentheorie aber ist, Gott sei Dank, abgesetzt, abgethan, für alle Zeiten beseitigt und kaltgestellt, und sein unruhiger Geist, sein intriguenvoller, verfolgungssüchtiger Charakter können nicht zur Ruhe kommen. Er grollt und schmolzt, er knurrt und brummt über schnöden Undank, über erfahrene Unbilden und Mißhandlungen. Er, der alle Gegner bis auf's Blut bekämpft, mißhandelt, die Kerker gefüllt, Tausende verbannt, das Familienglück Unzähliger zerstört, selbst die Besten und Edelsten, selbst den Heiligen des Herrn verfolgt hat, er scheint nun selbst dem Verfolgungswahne verfallen zu sein, falls nicht Alkohol oder Morphium noch Schlimmeres ahnen lassen!«<sup>76</sup>

Über kaum einen Menschen (Goethe ausgenommen) war die Deutschen des ausgehenden 19. Jahrhunderts so gut informiert wie über Bismarck, der die öffentliche Meinung obendrein noch polarisierte. Das Große und Kleine im Charakter dieses Menschen lagen offen und zugleich dicht beisammen. Kaum jemand hat das deutlicher ausgesprochen als Fontane. Trotzdem fragt man sich, ob ihm in seiner Bewertung wirklich der mentale Spagat gelungen ist, um diese große Gestalt in ihren Kontrasten und zugleich als Ganzes zu begreifen, Aktiva und Passiva überzeugend zu bilanzieren und letztlich auch künstlerisch-historiographisch in eine Form zu gießen.

Man muß zunächst auf die Gegensätzlichkeiten, das Unvereinbare, unserer beiden Protagonisten zurückkommen. Bismarck war Machtmensch, Naturmensch, Kraftnatur, Landedelmann – alles in allem ein Charakter, dem Fontane wenig entsprach, aber dessen Idealbild er möglicherweise nacheiferte und dessen Erfolge ihn beeindruckten. Dazu gehört auch, daß es keinen Fontane-Roman gibt, der um eine solche Ausnahme- oder auch

Künstlererscheinung kreist. Exzentrische und vulkanische Naturen wie Bismarck oder Wagner behagten ihm nicht. Das Werk und die Ideenwelt Nietzsches sind nicht auf ihn übergesprungen. Fontanes Roman-»Helden« (bei den Frauen liegt der Fall durchaus anders) sind oft lebenswürdige, aber schwache und von der Gesellschaft abhängige Figuren. Wo sie in bismarcksche Sphären geraten, wie Innstetten, der ja nicht zufällig zum Dunstkreis des großen Mannes zählt, da haben wir es mit Männern zu tun, für die wir nicht unbedingt Sympathie empfinden.

Fontane war folglich nicht der richtige, eine Gestalt wie Bismarck psychologisch und kunstgerecht zu fassen. Es ist ihm anzurechnen, daß er in den hohlen Pathos des Bismarck-Kultes nicht einstimmen wollte, aber er bot auch keine eigentliche Alternative. Erst die folgende Generation, die neoromantischen »jungen Wilden«, beschritt den Weg zur ausgereifteren Psychographie und wußte die Licht- und Schattenseiten großer Gestalten überzeugender abzubilden.

Die vor dem Weltkrieg auf sich aufmerksam machende und in den Jahren der Weimarer Republik aufblühende Historische Belletristik fand zu einer Verehrung der geschichtlichen Persönlichkeit, ohne in den Stil wilhelminischer Monumentalisierung zurückzufallen. Journalistisch, sachlich und dokumentarisch, indem sie vorrangig Quellen sprechen ließen, beeinflusst von Methoden und Ergebnissen der Psychologie, einer Wissenschaft, die vor nicht allzu langer Zeit das Licht der Welt erblickt hatte, präsentierten Künstler wie Emil Ludwig oder Stefan Zweig ihre »Helden« einem Millionenpublikum.<sup>77</sup>

Die Bücher Emil Ludwigs über »Bismarck. Ein psychologischer Versuch« (1911), »Wagner oder Die Entzauberten« (1913), Goethe (1920) und ein weiteres Mal über »Bismarck. Geschichte eines Kämpfers« (1926) wollen Psychographie sein, die »Geschichte eines Menschen« erzählen, wie der Untertitel zu Ludwigs großer und damals weltweit beachteter Goethe-Biographie lautet. Sie sind aus einem Geist der Verehrung heraus geschrieben. Zwar entzaubern sie den »Helden«, aber sie demaskieren ihn nicht. Und sie provozierten, weil sie erfolgreich Front gegen die »Zunft« machten, gegen die universitäre und in der Regel antidemokratische Geschichtswissenschaft, die nach 1918/19 nicht aus ihrem deutschnationalen Fahrwasser herausgekommen war.

Interessanterweise berief sich ein Künstler wie Emil Ludwig auf Fontane – und das zu einer Zeit, als dieser sich keineswegs im konjunkturellen Hoch des Literaturmarktes bewegte. Doch der Wanderer durch die Mark Brandenburg hatte mit seiner Biographik, mit seinen großartigen Porträts über Schinkel, Albrecht Thier oder von der Marwitz, durchaus den Weg bereitet. Schließlich hatte auch er nichts als Psychographie bieten wollen, indem die dargestellte Persönlichkeit in all ihren Schattierungen vor den Leser treten sollte. »Das Langweiligste von der Welt«, sagt Fontane einmal, »ist bekanntlich die reine, weiße, durch nichts gefärbte Vorzüglichkeit«.<sup>78</sup>

Und im ersten Band der »Wanderungen« lesen wir Sätze, die am Ende des Lebens noch einmal in die Erinnerungen aufgenommen werden: »Das protestantische Volk verlangt keine Heiligen, eher das Gegenteil; es verlangt Menschen, und alle seine Lieblingsfiguren: Friedrich Wilhelm I., der große König, Seydlitz, Blücher, Yorck, Wrangel, Prinz Friedrich Karl, Bismarck, sind nach einer bestimmten Seite hin, und oft nach *mehr* als einer Seite hin, sehr angreifbar gewesen. Der Hinweis auf ihre schwachen Punkte hat aber noch keinem von ihnen geschadet«. Doch das alles blieb vor allem in einer Hinsicht Programm: Fontane hat uns keine, im Geist der Historischen Belletristik komponierte Bismarck-Biographie geschenkt.<sup>79</sup>

Fassen wir zusammen: Fontane-Zitate zu Bismarck und seiner Zeit zusammenzutragen ist ein leichtes. Das Problem beginnt erst, wenn man daraus eine politische Einstellung oder historiographische Position schmieden will. Fontane hat sich, wie wir gesehen haben, vielfach zum großen Kanzler geäußert, wenn auch vornehmlich in privaten brieflichen Mitteilungen. Aber lassen sich diese geistreichen, witzigen, oft hingeworfenen Bemerkungen wirklich zu einem Gesamtbild zusammenfügen? Konfrontieren wir Fontane mit dem, was uns Keudell, Christoph von Tiedemann oder die Baronin von Spitzemberg und viele, viele andere mehr zu Bismarck literarisch-schriftstellerisch überliefert haben, so wird er in seinem Aussagewert und als historische Gewährsperson erheblich relativiert.

Fast scheint es, als habe er Bismarck »zu nah« gestanden, als fehlte ihm der Abstand, die riesengroße Gestalt in der Totale zu begreifen und ein fundiertes Urteil zu fällen. Deshalb begegnen wir auch immer wieder den ausweichenden, wenn auch jedesmal ästhetisch begründeten Erklärungen, nichts zum Thema »Bismarck« beisteuern zu wollen. Und wahrscheinlich gab es (»Wo Bismarck liegen soll« sei ausgenommen) eine gehörige Portion Scheu, sich politisch einzumischen und Farbe zu bekennen. Warum eigentlich, muß man fragen, war Fontane nicht dabei, als »Die Gegenwart« 1895 34 »hervorragende Männer und Frauen aller Länder« fragte: »Was denken Sie über Bismarck?« und »In welchem Werk haben Sie Bismarck behandelt oder auf ihn angespielt?« Fontane hat diese Umfrage anscheinend sehr genau zur Kenntnis genommen und war von dem Beitrag des polnischen Schriftstellers Sienkiewicz bekanntlich hellauf begeistert. Aber ein solches öffentliches Bismarck-Statement, wie es der »Quo-Vadis-Dichter« abgegeben hatte, gibt es aus Fontanes Feder einfach nicht.<sup>80</sup> Wir dürfen Fontane beim Thema »Bismarck« deshalb nicht überfordern. Zwar ermuntert eine ausgesprochen agile Fontane-Forschung immer aufs neue, den Dichter zu den verschiedensten Problemen des 19. Jahrhunderts zu bemühen und ihn zur Freude der Fontane-Gemeinde zum enzyklopädischen Mentor oder zeithistorischen Über-Vater zu erheben. Doch kann er diese Rolle erfüllen? Seien wir ehrlich: Befragen wir Fontane zu den Klassikern, zu Goethe oder Schiller, zu Wagner oder Nietzsche, zur bildenden Kunst, Erforschung der Antike, zu den Entdeckungen in Naturwissenschaft oder Technik, Bismarcks Bündnissystem, der sozialen Frage, zu Sozialistengesetzen und Sozialgesetzgebung, dem komplizierten föderalen Charakter des Deutschen Reiches, dem Konflikt »Berlin-Friedrichsruh« nach 1890 oder insbesondere nach Bismarcks Gedankenwelt, – so liefert Fontane uns vielfach wenig mehr als Fragmente, hingeworfene Aphorismen, erheiternde Aperçus, zitierfähige Gedankensplitter oder oft auch gar nichts.

Deshalb wollen wir an dieser Stelle die gern zitierte Bemerkung Heinrich Manns: »Wer aber in Werken, Briefen, Gedichten Fontanes immer wiederkehrt, ist sein Altersgenosse Bismarck – er sieht ihn groß und klein, er weiß über ihn mehr, als seither jemand wissen kann«, in ihrem letzten Satz gründlich in Frage stellen und ebenso Sagarras Ansicht, Fontane sei wie kaum ein anderer geeignet gewesen, »das Phänomen Bismarck zu verstehen...«<sup>81</sup>

Es ist vielleicht ratsamer, sich an Thomas Mann zu wenden, der Fontanes Verhältnis zu Bismarck erfrischend souverän und tiefblickend abgehandelt hat, war ihm doch die Auseinandersetzung mit deutschen Größen wie Luther, Goethe, Bismarck, Wagner oder Nietzsche selbst vertraut und lebenslange Herausforderung. Ohne Wenn und Aber benennt er die »verantwortungsvolle Ungebundenheit« Fontanes, weiß, daß dieser (zumindest) politisch »ein unsicherer Kantonist« ist und schreibt 1910 an Maximilian Harden, der Fontanes Einstellung zu Bismarck als »falsch und lügnerisch« abgekanzelt hatte: »Aber Sie kannten ihn doch! Wußten doch vorher schon, daß er plauderhaft, gesinnungsschwach und skeptisch bis zur vollkommenen Unzuverlässigkeit war.«

Versöhnlich und um sich schützend vor Fontane zu stellen, bringt Thomas Mann daraufhin etwas ins Spiel, was – wie gesagt – seiner Generation sowie der Historischen Belletristik womöglich besser gelungen ist: die angemessene Form der Verehrung. Er schreibt: »Fontanes nur auf den ersten Blick zweideutiges Verhältnis zu Bismarck ist mir – seien Sie nicht böse – sympathisch; denn ich finde, daß die Größe nicht nur verehrungswürdig, sondern vor allen auch *interessant* ist, und ich finde, daß man lieben, verehren und dabei *zweifeln* kann, ja, daß diese Art Liebe und Verehrung die tiefste ist.«<sup>82</sup>

Dessenungeachtet: Wir müssen einfach damit leben, daß Fontanes Bismarck-Bild rudimentär war, er über den Eisernen Kanzler weniger wußte, als uns heute lieb ist, und daß er diesen, zumindest bis Mitte der 1890er Jahre, gar nicht als eigentliche thematische Herausforderung ansah. Überdies war ihm anscheinend sehr bewußt, wo seine Grenzen beim Thema »Bismarck« lagen. Als er um seinen Beitrag zu »Jung-Bismarck« gebeten wurde, gestand er freimütig: »...mit *Jung-Bismarck* geht es nicht. An etwas bestimmt Gegebenes muß man doch immer anknüpfen, und alles, was ich vom jungen Bismarck weiß, ist das, daß er in Schönhausen, wenn er von der Jagd kam, seine Jagdflinte nicht ins Blaue hinein abschoß,

sondern einer großen Sandsteinfigur, irgendeinem Mars oder Bacchus, in die linke Hinterbacke feuerte.«<sup>83</sup>

Nun war das vielleicht nur scherzhaft-ausweichend gemeint. Aber war es nur die Müdigkeit des Alters und die Aussicht, bald Urlaub in Karlsbad machen zu können, als Fontane in den Bismarck-Tagen Anfang August 1898 abwinkt und erklärt, er könne nichts zu Bismarck als Redner und Schriftsteller sagen? »Wundervolle Aufgabe«, weist eine Anfrage an ihn zurück, »und ich räume schließlich auch ein, daß es *Einzelne* gibt (Parlamentarier), die gleich was *sehr* Gutes darüber sagen können ... Aber ich kann es nicht, weil das was ich dazu *mitbringe*, so gut wie Null ist.«<sup>84</sup>

Noch aufschlußreicher ist ein anderer Brief Fontanes, eine Absage an den »Bismarckianer« Fritz Mauthner, der den Dichter wenige Tage nach der Entlassung des Kanzlers um einen Beitrag ersucht hatte: »Ich bin müde, aber meine Müdigkeit würde von mir abfallen und ich würde sprechen wie die Jünger am ersten Pfingsttag, wenn ich wirklich was Apartes zu sagen hätte: aber alles was ich über B. beibringen kann, ist ganz altes Zeug, was in den letzten 14 Tagen 150 Mal gesagt worden ist: Gigant, der mit einem Male klein wurde, stellenweise ganz klein. Mystisch phantastisch ließe sich der Sache beikommen, wenn man schilderte, wie Kaiser Friedrichs Geist ihn verfolgt ... aber so was zu schreiben, dazu habe ich nicht Talent und nicht Courage genug.«<sup>85</sup>

Fontane also ist mit Vorsicht zu genießen, wenn wir zuverlässige Antworten auf Bismarck verlangen, und Bismarck- und Fontane-Forschung haben hier sicherlich noch einiges miteinander auszutauschen. So ist Bismarck als überdimensionale Figur seines Jahrhunderts zwar aus Fontanes Romanen, Schriften und Briefen nicht wegzudenken, und wer vom Leben und Werk des großen preußisch-deutschen Dichters spricht, wird zu Bismarck nicht schweigen können. Doch demgegenüber war Fontane, so sehr wir ihn in seiner gesellschaftspolitischen und großstädtischen Chronisten- und Seismographenrolle zu schätzen wissen, in erster Linie Künstler: ein begabter Poet, ein geistreicher Feuilletonist und ein begnadeter Romanautor.

Deshalb ist er trotz seiner reizvollen Sentenzen letztlich die falsche Adresse, Bismarck zu ergründen. Sein Bild vom Kanzler war nicht nur widersprüchlich, es war unausgereift, von Ratlosigkeit bestimmt und ausgesprochen unpolitisch. Wie schwer es sich Fontane machte, wie sehr er tastete, in seinem Urteil unsicher war, wie weit er vom Thomas Mannschen »...lieben, verehren und dabei *zweifeln*...« noch entfernt war und es ihm an entsprechender Zivilcourage mangelte, veranschaulicht besonders jene kurze Mitteilung an Otto Arendt, den Herausgeber des »Deutschen Wochenblatts«. Fontane lobt Arendts publizistische Haltung Bismarck gegenüber und meint: »Das sind die Anfänge *der* Freiheit, nach der ich nun vierzig Jahre lang seufze: verehren, bewundern und *doch* eine Meinung und den Mut eines gelegentlichen 'Nein' haben. So muß es sein.«<sup>86</sup>



- \*) »An Bismarck. Zum 1. April 1890«, in: Theodor Fontane, Gedichte 3. Hrsg. v. J. Krueger/A. Golz, Berlin 1995, S. 266. - »Nirgends ist ihm ganz zu trauen« s. Anmerk. 4. - Fontane wird zitiert: Die »Gedichte«, »Tagebücher« und »Wanderungen« nach der Großen Brandenburger Ausgabe des Aufbau-Verlages. Hrsg. v. Gotthard Erler, Berlin 1994 ff.; die Romane und Briefe nach der Hanser-Ausgabe (HA): Theodor Fontane, Werke, Schriften und Briefe. Hrsg. v. Walter Keitel/Helmuth Nürnberger, München 1962 ff.; Bismarck nach der Friedrichsruher Ausgabe (GW). Weiterführende Literaturhinweise siehe Heide Streiter-Buscher, Randbemerkungen eines »harmlosen« Korrespondenten. Zum Thema Fontane und Bismarck, in: Fontane-Blätter (= Fbl.) 1995 (H. 60), S. 78 f. sowie Eda Sagarra, Noch einmal: Fontane und Bismarck, in: Fbl. 1992 (H. 53), S. 29 ff. Ferner: Gordon A. Craig, Über Fontane, München 1997, S. 129 ff. - Helmuth Nürnberger, Fontanes Welt, Berlin 1997, S. 379 ff. - Hans Schumann, Der Schwefelgelbe. Fontane und Bismarck. Zürich 1998. Grundlegend und übergreifend das Standardwerk von Kenneth Attwood »Fontane und das Preußentum«, Flensburg 2000 (Neuausgabe) sowie Grawe/Nürnberger (Hrsg.), Fontane-Handbuch, Stuttgart 2000 (hier bes. der Storch-Beitrag S. 103-191). Wer »Fontane und Bismarck« ganz anders erleben möchte und an die »höhere Wahrheit« der Dichtung glaubt, dem empfehle ich meine gleichnamige Erzählung, die in 2. Auflage 1999 im Baltica-Verlag, Flensburg, erschien.
- 1 Walter Müller-Seidel, Fontane und Bismarck, in: Nationalismus in Germanistik und Dichtung. Dokumentation des Germanistentages in München vom 17.-22. Oktober 1966. Hrsg. v. B. v. Wiese und R. Henß. Erich Schmidt Verlag 1967, S. 187.
  - 2 HA IV/1, S. 386.
  - 3 HA IV/4, S. 82.
  - 4 HA IV/4, S. 272.
  - 5 Gedichte 1, S. 576 f.
  - 6 HA IV/4, S. 737.
  - 7 HA IV/4, S. 432 f.
  - 8 HA IV/4, S. 738 u. HA I/5, S. 281.
  - 9 Gedichte 2, S. 97 u. HA IV/5 Bd.2, 1013. Die Titelseite der Vossischen Zeitung v. 3.8.1898 findet sich jetzt auch als Faksimile in: Theodor Fontane im literarischen Leben. Zeitungen und Zeitschriften, Verlage und Vereine. Dargestellt von Roland Berbig, unter Mitarbeit von Bettina Hartz (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft, Bd. 3), Berlin, New York 2000, S. 71.
  - 10 Hierzu: Gudrun und H.-J. Perrey, Theodor Fontane in Schleswig-Holstein und Hamburg, Hamburg 1998, S. 145 ff. - Manfred Hank, Kanzler ohne Amt. Fürst Bismarck nach seiner Entlassung 1890-1898. 2. Aufl., München 1980, S. 447. - Kurt Ihlenfeld, Fontanes Umgang mit Bismarck. Zur Problematik des Verhältnisses zwischen Dichter und Politiker (Sonderdruck aus »Der Bär von Berlin«), Berlin 1973, S. 20 ff.
  - 11 HA I/5, S. 307. Ferner das Quitzöwel-Kapitel, in: Wanderungen 5, S. 11 ff. - Zum »Zivil-Wallenstein« u.a. Hans-Heinrich Reuter, Fontane I, Berlin 1968, S. 471 ff. sowie Hank, Kanzler, S. 116 bzw. Otto Pflanze, Bismarck. Der Reichskanzler, München 1998, S. 647.
  - 12 HA IV/4, S. 234.
  - 13 HA IV/4, S. 259 u. HA I/4, S. 515 u. 535.
  - 14 HA IV/4, S. 155.
  - 15 HA IV/4, S. 644.
  - 16 HA I/5, S. 240.
  - 17 HA IV/4, S. 522.
  - 18 Gordon A. Craig, Das Ende Preußens. Acht Porträts, München 1989.
  - 19 HA IV/4, S. 145.
  - 20 Arthur Rehbein, Bismarck im Sachsenwald, Berlin 1925, S. 27 u. HA IV/2, S. 498.
  - 21 HA IV/4, S. 79. Zur Theaterlogen-Metapher bei Bismarck s. Hank, Kanzler, S. 7.
  - 22 HA IV/4, S. 86.
  - 23 HA IV/4, S. 412.
  - 24 HA IV/3, S. 104 u. ebd. S. 453 u. HA IV/4, S. 41.
  - 25 Tagebücher 2 (1881), S. 139 u. 222 sowie HA IV/3, S. 303.
  - 26 Fontane, Briefe I, hrsg. v. Schreinert/Jolles (Propyläen-Ausgabe), S. 275. - Briefe an Georg Friedlaender (Insel-Verlag), Frankfurt/Leipzig 1994, S. 410 sowie Gedichte 1, 44, 51 f.

- 27HA III/1, S. 44 sowie S. 23/38.
- 28Siehe z.B. Bismarcks »Politische Schriften«, in: GW 1 u. 2 oder »Erinnerung und Gedanke«, in: GW 15, S. 93 f. Ferner: Friedrich Holtze, Erinnerungen an Theodor Fontane, Berlin 1926, S. 42 ff.
- 29Unechte Korrespondenzen 1860-1865. Hrsg. v. Heide Streiter-Buscher (Schriften der Theodor-Fontane-Gesellschaft, Bd. 1) Berlin/New York 1996. Zur Kontroverse um die Unechten Korrespondenzen s. Fbl. 1997 (H. 64), S. 200 ff.
- 30Streiter-Buscher, Randbemerkungen, S. 66 ff.
- 31Zur Einschätzung der Kriegsbücher s. Gordon A. Craig, Über Fontane, S. 97 ff.
- 32Fontane, Briefe III, (Propyläen-Ausgabe), S. 132. - Wanderungen 6, S. 188 ff. u. Tagebücher 2 (1867), S. 27 f.
- 33Nürnberger, Fontanes Welt, Berlin 1997, S. 225 sowie Theodor Fontane, Briefe an den Verleger Rudolf von Decker. Hrsg. v. Walter Hettche, Heidelberg 1988, S.164. - Ihlenfeld, Fontanes Umgang, S. 35 f. sowie Heinz Ohff, Theodor Fontane. Leben und Werk, München/Zürich 1995, S. 242 ff.
- 34Tagebücher 2 (1881), S. 105 sowie Fontane, Briefe I, (Propyläen-Ausgabe), S. 118. Ferner: HA IV/4, S. 440.
- 35Gedichte 1, S. 222 u. HA IV/4, S. 635. Ferner Max Klemm, Was sagt Bismarck dazu? Ein Wegweiser durch Bismarcks Geistes- und Gedankenwelt, Berlin 1924, Bd. 2, S. 270 f.
- 36HA IV/3, S. 674. Hierzu auch Reuter, Fontane I, S. 466 ff. sowie HA IV/3, S. 591 ff. u.: Theodor Fontane im literarischen Leben. Dargestellt von Roland Berbig, S. 94.
- 37HA IV/4, S. 733.
- 38Streiter-Buscher, Randbemerkungen, S. 64 ff. u. HA IV/2, S. 278.
- 39HA IV/2, S. 282 sowie Kommentar HA IV/5, II, S. 324.
- 40Ihlenfeld, Fontanes Umgang mit Bismarck, S. 8 u. Hank, Kanzler, S. 185 f.
- 41Tagebücher 2 (1881), S. 125 u. HA IV/3, S. 621.
- 42H. Fricke, Theodor Fontane. Chronik seines Lebens, Berlin 1960, S. 80. - Ihlenfeld, S. 35. - Craig, Über Fontane, S. 155/267. - Grawe, Fontane-Chronik, Stuttgart 1998, S. 275. - Fr. Bedürftig, Taschenlexikon Bismarck, München 1998, S. 86. - Schumann, Schwefelgelbe, S. 27f. - Kommentar HA IV/5, II, S. 742.
- 43HA IV/4, S. 101 u. 103.
- 44Hank, Kanzler, S. 72 f. u. Holtze, Erinnerungen an Theodor Fontane, S. 43 ff. u. 63 f.
- 45Penzler, Fürst Bismarck nach seiner Entlassung, Bd. 1, Leipzig 1897, S. 297. Zum Diktat von Erinnerung und Gedanke s. GW 15, S. 673 sowie die »Losungen« vom 24. Februar 1891, in: Nachlaß Otto von Bismarck. Bundesarchiv Koblenz (A 198), Pag. 3208. An dieser Stelle möchte ich Herrn Nikolaj Müller-Wusterwitz, Friedrichsruh, ganz herzlich dafür danken, daß er mich bei der kriminalistischen Recherche, ob es für den 24. 2. 1891 ein Friedrichsruher »Alibi« Bismarcks gegeben hat, so tatkräftig unterstützte.
- 46Fontane, Briefe I, (Propyläen-Ausgabe), S. 78 sowie HA IV/4, S. 544 f.
- 47HA IV/4, S. 443.
- 48HA IV/4, S. 336 f. - Zu Harden und der »Zukunft« s.: Theodor Fontane im literarischen Leben, S. 316 ff.
- 49HA I/5, S. 346. Ferner: Hank, Kanzler, S. 82 ff. u. B. Uwe Weller, Maximilian Harden und die »Zukunft«, Bremen 1970.
- 50Zu diesem Komplex: Wanderungen 6, S. 508 ff. u. Tagebücher 2 (1881), S. 335 f. - Christa Schultze, Zur Entstehungsgeschichte von Theodor Fontanes Aufzeichnungen über Paul und Rudolf Lindau, in: Fbl. 1977 (H. 25), S. 30 ff. (bes. S. 56 f.) sowie: Gebauer, Eine unbekannte Quelle. Die »Vaterländischen Reiterbilder« und die Bismarck-Biographie Fontanes, in: Fbl. 1991 (H. 51), S. 77. Diesen Beitrag s. auch in: Dülffer/Hübner (Hrsg.), Otto von Bismarck. Person-Politik-Mythos, Berlin 1993, S. 213 ff.
- 51Gedichte 1, S. 226 u. 246 ff.
- 52Tagebücher 2 (1881), S. 225 ff. Ferner: Roland Berbig, »In Lockenfülle ...« Die Bismarck-Gedichte in Paul Lindaus Zeitschrift »Nord und Süd« 1885, in: Fbl. 1992 (H. 53), S. 42 ff.
- 53HA I/4, S. 82. - Müller-Seidel, Fontane und Bismarck, S. 195 ff. Ferner: Wülfing, Fontane, Bismarck und die Telegraphie. In: Fbl. 1992 (H.54), S. 24 ff.

- 54GW 13, S. 347. - Tagebücher 2 (1888), S. 242.
- 55Fontane, Der deutsche Krieg von 1866, Bd. 1, S. 608 f. - HA I/4, S. 75 u. 218.
- 56Perrey, Theodor Fontane in Schleswig-Holstein und Hamburg, S. 145 ff. - Ihlenfeld, Fontanes Umgang, S. 13 ff. - Eda Sagarra, Fontanes Roman: Der Stechlin, in: Fbl. 1991 (H. 52), S. 122 f.
- 57Whitman, Fürst von Bismarck. Persönliche Erinnerungen an ihn aus seinen letzten Lebensjahren, Stuttgart, Berlin, Leipzig 1902, S. 35 f.
- 58HA IV/4, S. 325 f.
- 59HA I/2, S. 354.
- 60HA I/2, S. 23 u. 27 ff. sowie HA I/2, S. 265 ff.
- 61HA I/2, S. 275 sowie Holtze, Erinnerungen an Theodor Fontane, S. 42 f.
- 62Hank, Kanzler, S. 185 f.
- 63Fontanes Briefe in zwei Bänden. Ausgewählt und erläutert von Gotthard Erler, Berlin und Weimar 1989, Bd. II, S. 147.
- 64HA IV/4, S. 550.
- 65HA IV/2, S. 563 f.
- 66HA IV/4, S. 41 f.
- 67HA IV/3, S. 25.
- 68HA III/4, S. 488.
- 69HA IV/3, S. 119 u. 125. Siehe hierzu auch Fontanes Kritik an der Bismarckfeier, die im August 1898 in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche stattgefunden hatte, in: HA IV/4, S. 739.
- 70HA IV/3, S. 131. - Engelberg, Bismarck. Das Reich in der Mitte Europas, Berlin 1990, S. 325.
- 71Engelberg, ebd., S. 62.
- 72Penzler, Fürst Bismarck nach seiner Entlassung, Bd. 1, S. 137 f.
- 73HA IV/1, S. 178.
- 74HA IV/4, S. 75 sowie die Anmerk. Nr. 4 u. 6. Ferner: Holtze, Erinnerungen an Theodor Fontane, S. 63.
- 75Reuter, Fontane I, S. 472 f.
- 76Penzler, Fürst Bismarck, Bd. 1, S. 160.
- 77Hans-Jürgen Perrey, Der Fall »Emil Ludwig« - Ein Bericht über eine historiographische Kontroverse der ausgehenden Weimarer Republik, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 43 (1992), S. 169 ff.
- 78HA IV/3, S. 165.
- 79Wanderungen 1, S. 554 sowie HA III/4, S. 329 f.
- 80HA IV/4, S. 442 f. sowie W. A. Niemirowski (Hrsg.), Henryk Sienkiewicz über Bismarck, in: Fbl. 1996 (H. 61), S. 55 ff.
- 81Reuter, Fontane I, S. 468 u. Sagarra, Noch einmal: Fontane und Bismarck, S. 32. Dazu auch: Craig, Über Fontane, S. 154.
- 82Thomas Mann, Der alte Fontane, in: Werke. Das essayistische Werk. Schriften und Reden zur Literatur, Kunst und Philosophie, Bd.1, Frankfurt a.M. 1968, S. 52 ff. - Dazu der Aufsatz »Die drei Gewaltigen« mit seiner großartigen Bismarck-Porträtierung, in: ebd. Schriften und Reden zur Literatur, Kunst und Philosophie. Bd. 1, S. 205 ff. und den Brief an Harden v. 30.8.1910, in: Briefe 1889-1936. Hrsg. v. Erika Mann. Frankfurt a.M. 1979, S. 85 f.
- 83Gedichte I, S. 576.
- 84HA IV/4, S. 738.
- 85Die Briefe Theodor Fontanes an Fritz Mauthner. Ein Beitrag zum literarischen Leben Berlins in den 80er und 90er Jahren des 19. Jahrhunderts. Hrsg. v. F. Betz u. J. Thunecke, Teil II, in: Fbl. 1985 (H. 39), S. 8.
- 86HA IV/3, S. 662. Th. Mann an Harden v. 30.8.1910, in: Briefe 1889-1936, S. 86.